Werk

Titel: Zeitschrift für Theologie und Kirche : ZThK

Ort: Tübingen

Jahr: 1905

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?507831411_1905_0015|log30

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Zeitschrift
für
Theologie und Kirche

in Verbindung mit

D. A. Harnack, Professor der Theologie in Berlin, D. W. Herrmann, Professor der Theologie in Marburg, D. J. Kaftan, Professor der Theologie in Berlin, D. M. Reischle, Professor der Theologie in Halle a. S., D. K. Sell, Professor der Theologie in Bonn,

herausgegeben

von

D. J. Gottschick,
Professor der Theologie in Tübingen.

Fünfzehnter Jahrgang.

Fünftes Heft.
(Ausgegeben im Oktober 1905.)

Inhalt:

Vischer, Das Leben nach dem Evangelium.

Planck, Klassische, moderne und religiöse Lebensauffassung.

Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1905.

Jährlich 6 Hefte. Abonnementspreis im Inlande M. 6.—.

Mit Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Georg D. W. Callwey in München betr. den „Kunstwart“, Greiner & Pfeiffer in Stuttgart betr. die Zeitschrift „Der Türmer“, Eugen Sutermeister in Bern-München-buchsee betr. „Balmer, Die Romfahrt des Apostels Paulus und die Seefahrtskunde im römischen Kaiserzeitalter“ und J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen betr. „Chronik der Christl. Welt“, „Duhm, Das Buch Jeremia, erklärt“, „Hühn, Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel“ und „Marti, Dodekapropheton, erklärt“.

Druckfehler-Berichtigung:

In Professor D. E. Vischers Aufsatz Seite 410, Zeile 7 und 8 v. o. lies **Mücken** statt **Würmern**.

VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) IN TÜBINGEN.

Eberhard Vischer,

Professor an der Universität Basel.

Die geschichtliche Gewißheit

und der

Glaube an Jesus Christus.

(Zeitschrift für Theologie und Kirche 1898, Heft 3.)

8. Einzelpreis des Heftes M. 1.50.

Albrecht Ritschl's

Anschauung von evangelischem Glauben und Leben.

(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. No. 18.)

8. 1900. M. —.75.

Ist die Wahrheit des Christentums zu beweisen?

8. 1902. M. 1.20.

Deutsche Geschichte und deutscher Beruf.

Aufsätze und Reden

von

Karl Chr. Planck.

Zur Erinnerung an die 25. Wiederkehr seines Todestags, 7. Juni 1880, herausgegeben und eingeleitet von

K. Planck.

8. 1905. M. 2.50. Geb. M. 3.50.

Demnächst erscheint:

August Gottlieb Spangenberg

Bischof der Brüderkirche.

Von

Gerhard Reichel,

Dozent am theologischen Seminar in Gnadenfeld.

Groß 8. 1905. ca. M. 4.—.

Das Leben nach dem Evangelium[1]).

Von

D. **Eberhard Vischer,**
Professor der Theologie in Basel.

Es ist ein reiches, weites, ja — wie einer der kantonalen Referenten[2]) urteilt — uferloses Gebiet, das unser Thema umschließt, und es ist von vornherein ausgeschlossen, auch nur das Wesentlichste, was sich darüber sagen ließe, in der mir zugemessenen Zeit vorzubringen. Zu einer ziellosen Fahrt aufs unbegrenzte Meer brauchen wir uns aber dadurch dennoch nicht verführen zu lassen. Für unser Geschlecht enthält vielmehr unser Thema eine ganz bestimmte, konkrete Frage, die uns allen auf der Seele brennt. Die Frage: sind wir als Christen verpflichtet, nach dem Evangelium zu leben? Und ist ein solches Leben möglich in der Welt, in die wir gestellt sind? Wie aber — das ist ein Zweifel, der gerade an den Ernsten, Nachdenkenden unter den Christen der Gegenwart nagt — wie aber, wenn uns das Evangelium ein Leben zeigte, das sich in dieser Welt gar nicht ver-

1) Vortrag, gehalten am 22. August des Jahres in Aarau bei der einundsechzigsten Jahresversammlung der schweizerischen reformierten Predigergesellschaft.

2) Das interessante Referat, das Prof. Arnold Meyer in der Asketischen Gesellschaft in Zürich erstattet hat und im Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) veröffentlicht, ist mir erst mit den Korrekturbogen zugegangen und konnte deshalb von mir bei der Abfassung meines Vortrages nicht benützt werden. Um so mehr freue ich mich über die Uebereinstimmung an wesentlichen Punkten.

wirklichen ließe, oder das doch stets nur von einzelnen geführt werden könnte und schon deshalb des Rechtes verlustig ginge, allen als Ideal vorgehalten zu werden? Wenn uns das Bestreben, Ernst zu machen mit den Forderungen des Evangeliums, uns in allen unsern Handlungen, in unserm ganzen Leben als Jünger Jesu zu bewähren, in unlösbare Konflikte verwickelte, uns zum mindesten nötigte, auf die Verwirklichung von Aufgaben zu verzichten, die wir als unsere Menschenpflicht erkennen, die an uns als Glieder einer Familie, eines Volkes, mannigfacher Gemeinschaften herantreten?

Es ist das keine Frage, die irgend ein dem Leben fremder Theoretiker ersonnen hätte. Sie drängt sich gerade denen am meisten auf, die mitten im Geschäftsleben drin stehen und seine Anforderungen täglich empfinden. Ja wir dürfen sagen: Sie ist die Form, in der der Zweifel an der Vollkommenheit des Christentums in der Gegenwart am einleuchtendsten auftritt. Und Unzähligen scheint es unmöglich, sie fröhlich zu verneinen. So leid es manchen unter ihnen tut, so glauben sie doch zu dem Zugeständnis genötigt zu sein, daß niemand mehr das Evangelium als Norm für sein ganzes Leben betrachten könne, daß man höchstens in bestimmten Fällen, auf gewissen Gebieten, so etwa im Verkehre mit den nächsten Familienangehörigen dem Evangelium gemäß handeln könne.

Vor einiger Zeit haben sich Theologen über die Absolutheit des Christentums gestritten und dabei die Frage erörtert, ob die Offenbarung Gottes in Jesus Christus jemals überboten werden könne. Und während beide Gegner darin übereinstimmten, daß sie bis jetzt noch nie überboten worden sei, konnten sie sich nur nicht darüber einigen, ob die Möglichkeit einer Ueberbietung überhaupt angenommen werden dürfe oder nicht. Im Vergleich mit unserm Probleme erscheint diese Frage als eine akademische Streitfrage von unendlicher Harmlosigkeit. Denn während dort um etwas gestritten wurde, das vielleicht in ferner Zukunft einmal eintreten könnte, das aber eigentlich niemand für wahrscheinlich hielt, handelt es sich hier um die schwere Sorge, ob Christus uns gegenwärtigen, jetzt lebenden Menschen noch weiter der Führer sein

könne und dürfe, von dem wir uns unsere Ziele zeigen lassen bei der täglichen Arbeit, im Berufe, im privaten wie im öffentlichen Leben, der uns neuen Mut gibt, wenn wir angesichts der Widerstände in uns und außer uns verzagen. Es ist eine Frage, neben der die alten Parteigegensätze innerhalb der christlichen Kirche unbedeutend erscheinen. Denn nun handelt es sich nicht mehr darum, ob das Christentum in dieser oder jener Form festzuhalten, ob dieses oder jenes Stück preiszugeben sei. Das Christentum selber, seine Möglichkeit, seine Berechtigung wird in Frage gestellt. Oder da das Christentum ein vieldeutiger Begriff ist, und da es gerade heutzutage beliebt ist, das Christentum mit der Form, in der es zu einer bestimmten Zeit aufgetreten ist, zu identifizieren: es handelt sich darum, ob wir auch noch in der Gegenwart mit Jesus leben können, ob seine Worte auch noch für die Gegenwart dieselbe begeisternde, verpflichtende und tröstende Gewalt haben wie für frühere Jahrhunderte, oder ob wir — wenn vielleicht auch schweren Herzens — gestehen müssen, sobald wir nur offen und ehrlich sind, daß unser Geschlecht sich nach andern Sternen richten müsse.

1.

Wir wissen, wie es zu dieser Frage gekommen ist. Es ist jedoch lehrreich und tröstlich, sich die Geschichte des Problems in Erinnerung zu rufen; denn sie zeigt uns, daß nicht bloß Weltsinn und Leidensscheu zu zweifeln begonnen haben, so sehr auch beide an der Frage, sowie an der oft allzurasch gegebenen verneinenden Antwort beteiligt sein mögen.

Am schroffsten hat in der Gegenwart Nietzsche das Nein formuliert, es als Unmöglichkeit bezeichnet, daß jemand zugleich Christ sein und an allen modernen Lebensaufgaben teilnehmen könne. „Wohin kam das letzte Gefühl von Anstand, von Achtung vor sich selbst, wenn unsere Staatsmänner sogar, eine sonst sehr unbefangene Art Mensch und Antichristen der Tat durch und durch, sich heute noch Christen nennen und zum Abendmahl gehen? .... Ein Fürst an der Spitze seiner Regimenter, prachtvoll als Ausdruck der Selbstsucht und Selbstüberhebung seines Volkes, — aber ohne jede Scham

sich als Christen bekennend! ... Wen verneint denn das Christentum? Was heißt es ‚Welt'? Daß man Soldat, daß man Richter, daß man Patriot ist; daß man sich wehrt; daß man auf seine Ehre hält; daß man seinen Vorteil will; daß man stolz ist .... Jede Praktik jedes Augenblicks, jeder Instinkt, jede zur Tat werdende Wertschätzung ist heute antichristlich: was für eine Mißgeburt von Falschheit muß der moderne Mensch sein, daß er sich trotzdem nicht schämt, Christ noch zu heißen!"

Es wäre jedoch ein Irrtum, würde man glauben, daß allein Nietzsche, oder doch er als eine der Haupturſachen, die Beunruhigung innerhalb der Christenheit hervorgerufen hätte. Vielleicht mehr als je spricht heutzutage der Einzelne nur aus, was Unzählige bewegt, wenn sie es vielleicht auch mehr noch empfinden und ahnen als klar erkennen und auszusprechen vermögen. Zu gleicher Zeit mit Nietzsche verkündigt Tolstoj dasselbe Dogma von der Unvereinbarkeit des Evangeliums mit dem Kulturleben und der Gesellschaftsordnung der Gegenwart, wenn auch vom entgegengesetzten Standpunkte aus. Aber die Unversöhnbarkeit der modernen Kulturideale mit dem Christentum wird schon von Strauß und Schopenhauer als selbstverständliche Wahrheit behauptet.

Warum ist nun aber die Frage plötzlich auch in der christlichen Gemeinde selber brennend geworden?

Wir befinden uns im letzten Stadium eines langen Entwicklungsprozesses, der mit dem Rationalismus anfing, durch die Restauration im Anfang des letzten Jahrhunderts unterbrochen wurde, nachher aber um so rascher fortschritt. Irre geworden an der christlichen Dogmatik, hatte man sich auf die christliche Ethik zurückgezogen. Ueberdrüssig einer Auffassung des Christentums, die aus ihm eine Lehre machte, wollte man es zur Tat werden lassen. Für manche war es ein Rückzug auf das Behauptbare, eine Preisgabe von Positionen, die nicht mehr zu halten schienen. Andererseits war es doch auch Unzähligen zu Mute wie bei einer Wiederentdeckung. Und mit einer hinreißenden Begeisterung und einem Ernste, der vor keinen Opfern zurückscheute, machten sie sich ans Werk, ihrem ringenden, suchenden, sich sehnenden Geschlechte

Jesus als den Helfer in allen Nöten zu verkündigen und sich bei ihm die Losung für die sozialen Kämpfe der Gegenwart zu holen. Aehnlich wie einst nach dem dreißigjährigen Religionskriege des 17. Jahrhunderts wollte man sich nach dem trennenden Streite um die Dogmen in der tätigen Nachfolge Jesu wieder finden. Der mit neuem Eifer unternommenen Untersuchung der christlichen, insbesondere der urchristlichen Geschichte entnahm man die Erkenntnis, daß man bisher Jesus viel zu sehr im Lichte Luthers und Paulus gesehen, und daß es nun gelte, zum Jesus der Synoptiker zurückzukehren. Nicht auf das göttliche Wesen, das vom Himmel herniederstieg, um die Sünden der Menschheit zu sühnen, sondern auf Jesus, den Freund der Armen, Schwachen und Unterdrückten richteten sich die Blicke, oder — wie man wohl auch sagte — auf Jesus, den sozialen Reformator. Allenthalben war von christlich-sozial die Rede. Und in Deutschland kam es sogar unter Naumanns Führung zur Gründung einer neuen politischen Partei, welche die Forderungen des Evangeliums nun endlich einmal durchzusetzen bemüht sein sollte.

Aber die Ernüchterung kam merkwürdig rasch. Und verschiedenes trug dazu bei, daß man an dem neuen Funde irre wurde. Man erkannte, daß auch der synoptische Jesus viel mehr die Züge des dogmatischen Christusbildes, von dem man sich lossagen wollte, trage, als man zuerst hatte zugeben wollen. Wichtiger jedoch war, daß gerade der historische Jesus, den die erneute gewissenhafte Erforschung des Urchristentums fand, den die Phantasie des Palästina bereisenden Dichters und Politikers zeichnete, unser Geschlecht vielleicht noch fremdartiger berührte als der Christus des Dogmas. Was die moderne Forschung als Resultat ihrer Arbeit darbietet, das ist nicht mehr der rationalistische Menschenfreund früherer ‚Leben Jesu', der redete wie ein aufgeklärter deutscher Professor und sich im Dienste der Gemeinnützigkeit aufzehrte. Wir finden einen Jesus, der an Dämonen glaubt, der das nahe Weltende erwartet, der sich um Politik, Kunst und Wissenschaft und tausend andere Dinge, die das Leben des modernen Menschen ausfüllen, nicht kümmert.

Und angesichts dieses Jesusbildes, das sich als das historische

gab, wurde nun erst recht die Frage brennend, ob Jesus noch weiter unser Führer sein könne, durch den wir unserm Handeln die Ziele zeigen lassen, der Heiland, von dem wir Hilfe erwarten dürfen. Es ist nicht der Unglaube, der so fragt. Gewiß er auch. Aber seine Bedenken könnten keinen Eindruck machen, wenn sie nicht im Gläubigen Bundesgenossen fanden. Wo lediglich Unglaube — ich meine Unglaube im tiefsten Sinne des Wortes: Mißtrauen gegen Sinn und Macht der Weltleitung, platte Selbstzufriedenheit und Mangel an Ehrfurcht vor dem Großen und Tiefen — dem Glauben gegenübersteht, da prallen die Zweifel an dem Glauben ab, mag auch die Weltanschauung, die mit dem Glauben verbunden ist, tausend Angriffspunkte bieten. Aber gerade im Glauben selbst kehrt sich etwas gegen die Forderung, dem so gezeichneten historischen Jesus nachzufolgen.

Der Glaube an den lebendigen Gott empfindet es als unfromm, eine Geschichte von fast zwei Jahrtausenden durchzustreichen. Auf Grund dieser Geschichte finden wir uns aber allenthalben Aufgaben gegenübergestellt, welche die ersten Christen mit gutem Rechte vernachlässigen mochten, an deren Lösung mitzuarbeiten wir uns jedoch verpflichtet fühlen. Den ersten Christen, welche die Gestalt dieser Welt dahinschwinden zu sehen meinten, konnte es besser und Gottes Willen angemessener erscheinen, sich nicht mit den Sorgen zu belasten, welche die Stellung eines Ehegatten, eines Hausvaters, einer Hausmutter mit sich bringt. Wir urteilen umgekehrt, daß nur in bestimmten Fällen der Verzicht auf die Ehe geboten sei, daß in der Regel aber der Ehestand als die gottgewollte Form für das Zusammenleben der beiden Geschlechter zu gelten habe. Wir erkennen in den staatlichen Ordnungen die Hüter wertvoller Güter und fühlen uns gebunden, sie zu halten und zu verteidigen. Wir glauben, daß unser eigenes Volk eine bestimmte Mission habe, und sehen es deshalb als unsere Pflicht an, ihm als Bürger, als Beamte, als Soldaten zu dienen.

Wie aber, wenn Jesus für alle diese Aufgaben, die uns daraus erwachsen, kein Verständnis gehabt, wenn er sich ihnen gegenüber ablehnend verhalten hat? Führt uns dann die Anerkennung Jesu als des Herrn und die Hingabe an den göttlichen Wil-

len, wie wir ihn auch in der Geschichte der Gegenwart erkennen, nicht in unlösbare Konflikte?

So ist die Frage, ob wir auch ferner in Jesus unsern Führer und Erlöser sehen dürfen, gerade deshalb so beunruhigend, weil ihre Bejahung uns vor eine Pflichtenkollision zu stellen scheint.

Wenn wir nun die Frage zu lösen versuchen, so tun wir es nicht als Apologeten. Wir stellen uns nicht als Christen, für die es keine Zweifel und Schwierigkeiten mehr gibt, den Nichtchristen gegenüber. Wir fühlen vielmehr nur allzusehr, welche ernste, schwere Sache es ist um wahres, echtes Christentum, und wie sehr man sich hüten muß, ohne weiteres die Bezeichnung christlich für sich in Anspruch zu nehmen und sich dadurch von andern zu unterscheiden. Wir sprechen nicht als Glückliche, die im vollen Besitze der Lösung sind, vielmehr als Ringende zu Ringenden, als Suchende zu Suchenden. Wohl aber treten wir als solche an das Problem heran, die wissen, welch ein unersetzlicher Verlust es für die Menschheit wäre, wenn die Wahrheit das Eingeständnis erforderte, daß wir Heutigen auf weiten Gebieten unsern Weg ohne oder im Widerspruch zu Jesus gehen müßten. Wir treten als solche an das Problem heran, die an der Hoffnung einer befriedigenden Lösung festhalten.

2.

Es ist nicht nur eine Pflicht der Ehrlichkeit, sondern es ist auch zur richtigen Beurteilung der vorhandenen Schwierigkeiten unumgänglich nötig, daß wir uns zuerst einmal den Gegensatz zwischen unserer heutigen, protestantischen Auffassung des Christentums und der Jahrhunderte lang herrschenden in Erinnerung rufen. Besonders der vor kurzem in Basel verstorbene Professor Overbeck hat mit dem größten Nachdruck darauf hingewiesen und betont, daß zwischen Christentum und Beteiligung an den Kulturaufgaben ein unversöhnlicher Widerspruch bestehe. Er hat im Mönchtum die charakteristischste Erscheinung des Christentums gesehen und als unbestreitbare Tatsache behauptet, daß wir alle, insbesondere wir Nachkommen der jüngeren Völker, heutzutage vom Christentum schwerlich anders wüßten als vom griechisch-

römischen Heidentum, Parsismus, Brahmanismus und andern Religionen, wenn die alte Kirche das Mönchtum nicht erzeugt hätte. Noch gewisser ist ihm die andere Tatsache erschienen, daß vom vierten Jahrhundert bis zur Reformation nichts Großes in der Kirche lebt oder geschieht, das nicht aus dem Kloster hervorgegangen wäre oder doch irgendwie damit zusammenhinge.

Wir können vorläufig dahingestellt sein lassen, ob wirklich — wie er glaubt — ein Christentum, das in mancher Beziehung ein ganz anderes Gesicht zeigt als das der ersten Jahrhunderte, wirklich kein Recht auf diesen Namen mehr habe. Jedenfalls werden wir, je vertrauter wir mit der Geschichte der Kirche sind, desto besser verstehen, daß gerade ein so gelehrter Kenner der alten Kirche zu den Thesen gekommen ist, die Overbeck vertreten hat. Das alte Christentum trägt in der Tat einen ausgesprochen weltflüchtigen Charakter. Und wir können ein stärkeres oder schwächeres Mißtrauen gegen Kunst und Wissenschaft noch bis in die spätesten Zeiten hinein gerade bei ernsten Christen immer wieder entdecken. Und es sind keineswegs bloß dekadente Gestalten oder Leute, denen es an Verstand und Talenten gefehlt hätte, in denen es sich regt. Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit gegenüber dem Staate und seinen Aufgaben ist den Christen schon von Celsus, aber auch später häufig wieder vorgeworfen worden. Und wenn wir sehen, wie enge z. B. ein Tertullian den Kreis der dem Christen erlaubten Beschäftigungen zieht, so verstehen wir, warum der heidnische Gegner im Christen den Anarchisten und Zerstörer der Grundlagen erblickte, auf denen sich die menschliche Gesellschaft aufbaut.

Wir werden jedoch dem, der den modernen Christen auf den Standpunkt der alten Kirche zurückzukehren oder auf den Christennamen zu verzichten nötigen will, verschiedenes entgegenhalten können zur Rechtfertigung dafür, daß wir sein Entweder-Oder ablehnen. Ich weise nur auf zwei Punkte hin. 1. Die Stellung eines Tertullian und anderer zu dem, was man gewöhnlich unter dem Worte Welt zusammenfaßt, wird erst dann richtig verstanden, wenn man im Auge behält, daß diese Welt zu ihrer Zeit noch vollständig unter der Herrschaft des Heidentums stand, daß man

nicht Staatsbeamter, nicht Soldat, nicht Handelsmann, nicht Lehrer u. s. w. sein konnte, ohne fortwährend in Beziehung zum Götzendienste, somit in Gefahr zu geraten, den christlichen Glauben zu verleugnen. Wie sehr diese Tatsache bei der richtigen Würdigung vieler ‚weltflüchtiger' Worte und Ratschläge in Betracht zu ziehen ist, zeigt das veränderte Verhalten der Kirche, sobald die höchste Macht im Staate in die Hände von Christen übergegangen war. Und 2. — und das ist noch wichtiger — was es heißt, ein Jünger Jesu Christi zu sein, das entnehmen wir in letzter Linie nicht der Christenheit der ersten Jahrhunderte, sondern Jesu Worten selber. Und so absurd auch Overbeck die Ansicht erscheint, „das Christentum habe zuerst eine etwa fünfzehnhundertjährige Periode durchzumachen gehabt, in welcher seine eigentliche Lebensansicht von einer ihm ganz fremden verdrängt gewesen sei", so werden wir es dennoch für möglich halten, daß Jesus in verschiedener Beziehung seit der Reformation besser verstanden wird als in den vorhergehenden Jahrhunderten. In jedem Falle werden wir es nicht nur für unser Recht, sondern für unsere Pflicht halten, uns bei Jesus selber darüber zu unterrichten, zu welchem Leben er seine Jünger verpflichtet.

Haben wir nun aber wirklich angesichts der Worte, die Jesus selber gesprochen hat, das Recht, eine andere Stellung zur Welt, ihren Gütern, Kräften und Mächten einzunehmen als die, wozu sich die Christen Jahrhunderte lang verpflichtet fühlten, wenn sie sie auch sehr oft mit schlechtem Gewissen in der Praxis preisgegeben haben? Geraten wir nicht dann erst recht in schwere Gewissensnot, wenn wir uns allein bei Jesus selber die Antwort holen auf die Frage, zu welchem Leben seine Nachfolge verpflichtet? Sie wissen, daß innerhalb der Christenheit vor allem Naumann in seinen Briefen über Religion den Widerspruch zwischen Jesu Worten und dem Leben, das wir führen, das wir alle als selbstverständlich ansehen, als unüberbrückbar bezeichnet hat. Wie aus dem vorher in Erinnerung Gebrachten hervorgeht, sagt er damit nichts Neues, Niegehörtes. Aber er sagt es von einer Stelle aus, wo ihm ein weiter Zuhörerkreis gewiß ist, und er sagt es in besonders packender Form. Und zwar sind seine Worte deshalb

so eindrucksvoll, weil man das Verlangen durchhört, soviel, als sich nur immer mit Ehrlichkeit verträgt, ein Christ zu bleiben.

3.

Die Hauptschwierigkeit für die, welche nach dem Evangelium leben wollen, liegt nicht da, wo sie oft gesucht wird: in einzelnen Worten der Bergpredigt.

Wir alle kennen die Aussprüche, die jeder buchstäblichen Erfüllung spotten, und die eben deshalb immer wieder angeführt werden zum Beweise, daß Jesus Unmögliches vom Menschen verlange. So etwa das Wort vom Ausreißen des Auges, das uns ärgert, vom Hassen der Angehörigen, vom nicht Sorgen für den folgenden Tag, dann aber auch das vom Hinhalten der linken Wange, wenn man uns auf die rechte schlägt, vom Ueberlassen des Mantels an den, der mit uns um den Rock rechtet. Es ist nicht nur die offenkundige Unmöglichkeit, die uns verbietet, einzelne dieser Worte buchstäblich zu erfüllen. Wohin kämen wir, wenn sich jeder das Auge ausrisse, das ihn in Versuchung führt? Auch die Erwägung, daß wir gar nicht im Interesse unserer Nächsten handeln würden, verbietet uns häufig, nach dem Wortlaute der Aussprüche Jesu zu verfahren. Gerade die Rücksicht auf den Nächsten kann uns häufig zwingen, Unrecht, das uns zugefügt wird, nicht einfach ruhig hinzunehmen, vielmehr uns zur Wehre zu setzen und auf die Bestrafung des Uebeltäters zu dringen. Oder während uns Faulheit und Leidensscheu vielleicht rät, die Sorge für den folgenden Tag wirklich dem folgenden Tag zu überlassen, bestimmt uns der Gedanke an das uns anvertraute Wohl anderer, unsere Maßregeln für die Zukunft zu treffen und durch angestrengte Arbeit, so viel in unsern Kräften steht, Not und Kummer von uns und den Unsern ferne zu halten. Das alles ist schon so häufig gesagt worden, daß ich mich mit dieser kurzen Andeutung begnügen darf.

Und ebenso genügt der bloße Hinweis auf die schon oft mit Recht hervorgehobene Tatsache, daß Jesus selber in einzelnen Fällen gegen den buchstäblichen Sinn seiner Worte gehandelt hat. Ich erinnere nur zum Beispiel an das Wort, das jedem Bittenden

Gewährung geben heißt, und die Geschichte vom kananäischen Weibe. Gerade die Unmöglichkeit einer wörtlichen Erfüllung zeigt uns die richtige Anwendung dieser Worte. Und es braucht nur ein wenig guten Willen, um sie zu erkennen. Gerade die Unmöglichkeit, manche einzelne Aussprüche buchstäblich zu befolgen, zeigt schon, was jeder, der sich nur ein wenig in die Wirksamkeit Jesu versenkt, von dem Geiste seiner Persönlichkeit hat berühren lassen, sofort erkennt: Jesus ist kein Gesetzgeber gleich Mohammed. Das Evangelium ist kein Koran. Das wahre Leben nach dem Evangelium ist kein Leben nach einem Gesetze — und wären die Herrenworte dieses Gesetz — sondern ein Leben in und mit dem Gotte Jesu Christi. Uns zu einem solchen Leben im Angesichte des lebendigen Gottes, in fortwährender Gemeinschaft mit ihm zu verhelfen, das war das Ziel, für das er gelebt hat, für das er gestorben ist. Die Worte Jesu dürfen nicht von seiner Person abgelöst und isoliert betrachtet werden. Jesus und sein Evangelium sind untrennbar verbunden. Mag auch manche Frage des Lebens Jesu infolge der lückenhaften Ueberlieferung in einem nicht mehr aufhellbaren Dunkel bleiben. Mag sich von manchem einzelnen Worte nicht mehr ausmachen lassen, ob es von Jesus gesprochen ist oder ob darin die Anschauung seiner Gemeinde zum Ausdruck kommt. Mag mit Recht über sehr wichtige Bestandteile der Gedankenwelt Jesu und ihren ursprünglichen Sinn gestritten werden. Gerade über die Frage, auf die es hier ankommt, kann kein Zweifel herrschen. Wer aus den einzelnen Worten Jesu ein neues Gesetz bilden will und sein Jünger zu sein glaubt, wenn er es buchstäblich erfüllt, der hat Jesus nicht verstanden. Und selbst wenn die ersten Jünger Jesus sofort sollten mißverstanden haben, so hat jedenfalls ihr Mißverständnis nicht verhindert, daß der eigentliche Inhalt seines Lebenswerkes in der Ueberlieferung deutlich hervortritt. Und wenn man dagegen die Auffassung der Worte durch manche Kirchenväter, die buchstäbliche Beobachtung einzelner Worte durch manche Heilige geltend macht, so weisen wir vor allem auf den Apostel Paulus hin zum Beweise, daß die von uns vertretene Auffassung nicht erst eine Entdeckung der Neuzeit oder doch des Protestantismus ist.

Man pflegt heute in gewissen Kreisen der Theologie mit Vorliebe den Unterschied zwischen Jesus und Paulus hervorzuheben und es als ein Unglück zu bezeichnen, daß in der christlichen Kirche das Evangelium Jesu durch die paulinische Theologie zurückgedrängt, ja wohl gar verdrängt worden sei. Man sollte aber über der gewiß richtigen Beobachtung, daß in der Tat durch Paulus Gedanken in den Vordergrund geschoben worden sind, die in der Verkündigung Jesu nicht diese Bedeutung hatten, ja vielleicht gänzlich fehlten, die Tatsache nicht vergessen, daß Paulus trotz alledem Jesus gerade an dem wichtigen Punkte, auf den es hier ankommt, im wesentlichen richtig verstanden hat. Und mag uns auch seine Lehre von der Gerechtigkeit aus dem Glauben um des rabbinischen Gewandes willen, in dem sie uns entgegentritt, wie ein Kind aus einer fremd und unverständlich gewordenen Welt berühren. Sie enthält in vergänglicher Hülle die ewige Wahrheit, daß Jesus Christus nicht gekommen ist, um uns aufs neue in die Knechtschaft eines Gesetzes zu führen, sondern uns in die Freiheit der Gotteskinder zu versetzen. Der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Jesus ist nicht als Gesetzgeber gekommen sondern als Erlöser. Er ist gekommen, uns frei zu machen von allem, was uns von Gott trennt. Er stellt uns in das richtige Verhältnis zu Gott, der Welt und den Nächsten. Und mit den bekannten paradoxen Worten, die ich nicht im einzelnen anzuführen brauche, hebt er die Hüllen, die uns die Wirklichkeit verbergen, räumt er die Schranken hinweg, die sich immer wieder zwischen Gott und den Menschen stellen, zieht er die Konsequenz aus dem Satz, daß es dem Menschen nichts hülfe, wenn er die ganze Welt gewönne und nehme Schaden an seiner Seele. Wären sie buchstäblich zu erfüllen, wie Naumann meint, als Paragraphen eines Gesetzes zu verstehen, dann würde Jesus sein Werk selber zerstören. Denn nur der Mensch ist ein aufrecht stehender ganzer Mensch, ist ein freies Gotteskind, der vollständig frei nach eigener Ueberlegung handelt und in jedem Augenblicke tut, wozu er sich durch sein Gewissen getrieben fühlt. Das ist eine Erkenntnis, die wir nicht erst Kant oder überhaupt den modernen Ethikern verdanken. Dafür hat nicht bloß Paulus

gestritten. Das ist die Voraussetzung aller Worte und Taten Jesu. Wir sollen vollkommen werden, wie der himmlische Vater vollkommen ist. Wir sollen uns im Verkehre mit dem Nächsten nicht hinter ein geschriebenes oder ungeschriebenes Gesetz zurückziehen, sondern ihnen das erweisen, von dem wir wünschen, daß die Leute es uns tun. Jesus kennt keinen andern Gottesdienst, als ein Wandeln in der Wahrheit, im kindlichen Aufblick zu Gott und in brüderlicher Liebe.

Deshalb können wir sowohl als Einzelne wie als Glieder von Gemeinschaften in die Lage kommen, direkt gegen den buchstäblichen Sinn einzelner Worte Jesu zu handeln und dabei dennoch ein gutes Gewissen haben und überzeugt sein, daß wir Jünger Christi geblieben sind. Jesus bindet uns nicht an irgend eine Vorstellung von Gott, sondern er stellt uns vor den lebendigen Gott. Und eben dadurch macht er uns zu freien Menschen, die jede bessere Kenntnis der Wirklichkeit nicht in Verlegenheit setzt, sondern besser und sicherer ihren Weg gehen läßt. Nicht die erkennt er als seine Jünger an, die am eifrigsten Herr, Herr zu ihm sagen, sondern die den Willen des Vaters im Himmel tun. Es ist nicht, wie Naumann aufs neue sagt, Priesterschlauheit, welche die Ausflucht erfunden hat, Jesu Worte seien von vornherein nicht wörtlich gemeint gewesen. Es ist schon öfters mit Recht betont worden, daß es unter Umständen leichter ist, ein Wort buchstäblich zu befolgen als sich von dem Geiste leiten zu lassen, in dem es gesprochen ist. Es haben ebenso oft Schwachheit und Trägheit wie Ernst und Opferfreudigkeit versucht, aus einzelnen Sprüchen Jesu aufs neue ein Gesetz zu machen. Uud nicht selten kam gerade da, wo man einzelne Aussprüche aufs Buchstäblichste genommen hat, etwas heraus, das ihrem Geiste fremd war. Mit Recht sagt Naumann selber, daß die Klöster, in denen Mönche und Nonnen nach dem Wortlaute der evangelischen Weisungen leben wollen, keineswegs das Galiläa der Bergpredigt sind.

Aber ist mit dieser Erkenntnis, die in der Gegenwart besonders Herrmann eindringlich und unermüdlich vertritt, alle Schwierigkeit gehoben?

4.

Gewiß das Evangelium kann nicht von der Person Jesu abgelöst, seine Worte dürfen nicht isoliert und zum Gesetze gemacht werden. Jesus ist mehr als ein Gesetzgeber. In ihm tritt uns das Leben mit Gott als erschütternde, beseligende Realität entgegen. Er gibt uns keine Sittenregeln, nach denen wir im einzelnen Falle handeln können, die uns die eigene Ueberlegung und den eigenen Entschluß ersparen. Er bringt uns in die richtige Stellung zu der uns umgebenden Wirklichkeit. Nicht ein Leben nach den Sprüchen Jesu, sondern ein Leben mit dem Gotte Jesu Christi ist das Leben nach dem Evangelium.

Aber gerade mit dieser Erkenntnis beginnt nun erst die eigentliche, die wahre Schwierigkeit. Denn nun erhebt sich erst die Frage: ist ein solches Leben möglich? Ist ein Leben möglich in dieser Welt, das Ernst macht mit Jesu Gottesglauben?

Zweierlei ist aufs engste mit diesem Gottesglauben verbunden und läßt sich nicht davon ablösen: Jesu Stellung zur Welt und seine Stellung zu den Menschen.

Die Welt ist Jesus die Schöpfung Gottes und vergänglich. Sie ist ein Werk aus Gottes Hand, geschaffen, der vorübergehende Schauplatz der menschlichen Geschichte zu sein, in allen ihren Teilen unter der unmittelbaren Leitung Gottes und seinem Willen gehorsam. Er sorgt für die Vögel unter dem Himmel und kleidet die Lilien auf dem Felde, so daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht angetan war wie eine von ihnen. Er läßt die Sonne jeden Morgen aufgehen und scheinen über Böse und Gute und regnen über Gerechte und Ungerechte. Kein Sperling, deren man doch zwei um ein Aß verkauft, fällt ohne seinen Willen vom Dache. Wie viel mehr ist das Leben des Menschen unter seiner fortwährenden Leitung! Auch die Haare auf dem Haupte des Menschen sind alle gezählt. Ist ein Wort denkbar, das den festen Glauben an die fortwährende unbedingte Leitung alles dessen, was auf der Erde geschieht, stärker zum Ausdruck brächte?

Und wie diese Welt von Gott geschaffen ist und seinen Winken gehorcht, wie nichts, auch nicht das Allerkleinste darauf ge-

schehen kann, das er nicht geordnet hat, so bedarf es nur eines Winkes Gottes, und sie sinkt in ihr Nichts zurück. Himmel und Erde werden vergehen und einer neuen Welt Raum machen. Alles, was jetzt das Auge des Menschen durch seine Schönheit und Ordnung erfreut, ist doch nur eine vergängliche Erscheinung. Was jetzt der Schauplatz der menschlichen Arbeit, der menschlichen Kämpfe, der menschlichen Torheit und Bosheit ist — es hat keinen bleibenden Bestand. Und die wahre, vollkommene Welt wird in Bälde kommen.

Und der Mensch selbst, der Bewohner dieser vergänglichen Erde? Sein Wert ist seine Bestimmung, ein Kind des himmlischen Vaters zu sein. Gegenüber diesem Ziel kommt alles, worum sich die Menschen zu bemühen, wornach sie zu jagen und zu ringen pflegen, nicht in Betracht. Worauf es ankommt, das ist, zu trachten nach Gottes Reich und nach seiner Gerechtigkeit. Wer dies vermag, dem wird alles, wessen er zu diesem vergänglichen Leben bedarf, hinzugefügt werden. Eben dieses ‚Alles' erscheint aber Jesus angesichts des ewigen, jenseits dieser Erde liegenden Zieles so geringfügig, so nebensächlich, daß er es gar nicht der Erwähnung wert hält, daß alles, was des modernen Menschen Kopf und Herz ausfüllt, seine Seele gar nicht bewegt. Wo er vom Gelde spricht, dessen Erwerb für Unzählige das einzige Ziel ihres Lebens ist, das als Besitz überall eine fast unüberwindliche Herrschaft ausübt, als lockender Lohn Millionen von Hände in Bewegung setzt, die Menschen zum Kriege treibt und zum Frieden zwingt, da spricht er von ihm nur als von einem Hindernisse, das den Menschen abhält, sein Ziel zu erreichen. Man kann nicht Gott dienen und dem Mammon. Entweder wird man diesen hassen und jenen lieben. Oder man wird jenem anhängen und den andern verachten. Und es erscheint Jesus leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe als ein Reicher ins Reich Gottes. Und nur insofern, als wir uns Freunde machen können mit dem ungerechten Mammon, so daß sie uns, wenn er uns ausgeht, in die ewigen Hütten aufnehmen, kann sein Fluch in Segen umgewandelt werden. Zeigt nicht schon allein dieses eine Wort, wie sehr Jesus das ganze Menschenleben nur im Lichte des zukünftigen Gottes-

reiches betrachtet, wie sehr alles jetzt Bestehende, alle aus der irdischen Existenz hervorgehenden Bestrebungen, auf ihre Erhaltung und Vervollkommnung gerichteten Bemühungen ihm hinter dem kommenden überweltlichen Ziele verschwinden?

Und doch war er kein weltabgewandter Denker, dem die großen Gedanken, die ihn erfüllten, den Blick getrübt hätten für die ihn umgebende Wirklichkeit. Seine Gleichnisse vor allem zeigen uns, welch scharfes Auge er gehabt hat für das Leben in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit. Er kennt die Arbeit des Landmanns, der seinen Samen auswirft und je nach der Beschaffenheit des Ackerbodens bald gar nichts, bald dreißig-, bald sechzig-, bald hundertfältig erntet. Er weiß, wie der boshafte Nachbar ihm die Frucht seiner Arbeit zu schmälern sucht, indem er heimlich in der Nacht, während die Leute schlafen, auf das Feld geht und Unkraut unter den Weizen säet, wie aber der kluge Gutsherr die Knechte abhält, das Unkraut und damit auch wertvollen Weizen auszuraufen, und ruhig bis zur Ernte wartet, um dann das Unkraut besonders zu binden und zu verbrennen. Er kennt die Weise des Gärtners, der gewissenhaft dem unfruchtbaren Baume noch einmal alle Sorgfalt zuwendet, bevor er ihn umhaut, um den Platz anders zu verwenden. Er schildert die Hausfrau und ihre Mägde bei ihren mannigfachen Verrichtungen, den Kaufmann, den Händler und den Handwerker. Er weiß, daß die Herrscher der Völker sie unterjochen und die Großen sie vergewaltigen, daß die Völker mit einander Krieg führen. Er ist vertraut mit den Spielen der Kinder und weiß, wie ähnlich ihnen die Gewohnheiten der Erwachsenen sind. Und die Art, wie er von alledem spricht, beweist, wie selbstverständlich ihm das alles ist. Es ist ihm selbstverständlich, daß dies alles so fortgeht, so lange diese Erde noch besteht, daß, wie einst in den Tagen vor der Flut die Menschen aßen und tranken, freieten und sich freien ließen, bis Noah in den Kasten ging, so auch das alles fortgehen wird bis zu der Ankunft des Menschensohnes. Aber so selbstverständlich ihm das ist, so wenig sind wir ohne weiteres berechtigt, nun daraus den Schluß zu ziehen, daß Jesus auf alle diese Dinge den Wert gelegt habe, den wir ihnen beizulegen geneigt sind. Auch

das kluge Benehmen des ungerechten Haushalters gibt ihm den Stoff zu einem Gleichnis. Aber wie hier, so weist er auch sonst nur mit der Absicht auf das Treiben des täglichen Lebens hin, um seinen Hörern das Wesen des Himmelreiches aufzuschließen.

Ja angesichts der Vertrautheit Jesu mit dem täglichen Leben seines Volkes muß man vielmehr die Frage aufwerfen, ob man wirklich ein Recht hat, die Gleichgültigkeit Jesu gegen alles das, was wir unter Kulturarbeit zusammenzufassen pflegen, darauf zurückzuführen, daß ihm in seiner Umgebung deren Wichtigkeit habe entgehen müssen. Gewiß der galiläische Boden, auf dem Jesus sie gesprochen hat, gibt seinen Worten ihre charakteristische Färbung. Und als echter Mensch war Jesus ein Kind seiner Zeit. Wer aber nur ein wenig aufmerkt, erkennt, daß die Menschen im wesentlichen dieselben Fragen beschäftigt haben wie heute. Und daß es eine Täuschung ist, zu glauben, Jesus habe nur deshalb so manches in seinen Sprüchen gar nicht berührt, weil er ein Kind Galiläas war, weil er als Glied eines kleinen, abseits vom großen Weltstrom liegenden Volkes, als Sohn einer einfachen Familie aufgewachsen war. Wohl mag dies alles in Betracht gezogen werden, wenn wir versuchen, in das Wesen seiner Persönlichkeit einzudringen. Aber den eigentlichen Schlüssel zu ihrem Verständnis finden wir hier nicht. Dieser ist vielmehr sein Leben mit Gott. Gott steht so groß vor seiner Seele, erfüllt so sehr sein ganzes Herz, daß seinem auf Gott gerichteten Blicke alles Irdische, Vergängliche zum wesenlosen Scheine wird.

Und von diesem Gottesglauben aus, durch den er fortwährend mit Gott in Gemeinschaft steht, schaut er auch das Verhältnis der Menschen zu einander an. Wie alle Menschen nur als Kinder Gottes ihre Bestimmung erreichen, so stehen wir nur dann im richtigen Verhältnisse zu unsern Mitmenschen, wenn wir in ihnen die Kinder desselben himmlischen Vaters und damit unsere Brüder sehen. Wir sind alle in gleicher Weise mit allem, was wir sind und haben, von der Gnade unseres himmlischen Vaters abhängig. Wir haben alle im besten Falle nur getan, was wir zu tun schuldig waren, bedürfen aber täglich der Vergebung

für das, was wir versäumt oder übel getan haben. So sollen auch wir unsern Nächsten vergeben, wie uns der himmlische Vater unsere Schulden vergeben hat und vergibt, und dessen eingedenk sein, daß, wenn wir unbarmherzig sind, der Vater im Himmel auch uns zur Rechenschaft ziehen wird.

So ist es der gewaltige Gottesglaube, der Jesus die Welt und die Menschen nur in ihrer Beziehung zu Gott betrachten läßt. Und er gibt seinen Worten den Inhalt, der es uns schwer, ja unmöglich erscheinen läßt, ein Leben nach dem Evangelium zu führen. Man hebt meist nur die Mahnungen, die Feinde zu lieben, sich nicht zu rächen für erlittene Unbill, sich nicht abzuwenden von dem Bittenden u. s. w. hervor, als ob die Schwierigkeit, nach dem Evangelium zu leben, gerade hier am deutlichsten zu Tage trete. Aber noch viel gewaltiger tut sich vor uns die Kluft auf, die unsere Stellung zur Welt und den Menschen, unsere Auffassung des Lebens von der Jesu trennt, wenn wir das Wort von den Sperlingen nicht bloß gedankenlos nachschwatzen, sondern es uns wirklich anzueignen versuchen, es in allen seinen Konsequenzen ausdenken. Dann erkennen wir: der wahre Grund, warum uns ein Leben nach dem Evangelium als gänzlich unmöglich erscheint, ist der, daß wir den Gottesglauben nicht besitzen, in dem dieses Wort gesprochen ist. Nicht die Welt ist anders geworden und die Lebensverhältnisse verwickelter. Oder mögen sie andere geworden sein in dem Zeitalter der Dampfmaschinen und der Elektrizität, so liegt doch der letzte, eigentliche Grund, warum wir die Stellung Jesu nicht einnehmen können und wollen, nicht darin. Der Grund ist der, daß wir seinen Glauben nicht zu teilen vermögen. Und es war ganz derselbe Grund, der den Pharisäer in Jesus den gefährlichen Volksverführer sehen ließ, derselbe Grund, der der politischen Erwägung zu Grunde lag: es ist besser, daß ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk verderbe.

Wir vermögen den Glauben nicht zu fassen, aus dem heraus die Worte gesprochen sind. Wohl ist weit über den Kreis derer hinaus, die sich zu der christlichen Kirche rechnen, der Glaube an ein göttliches Wesen vorhanden. Ja man darf getrost annehmen,

daß selbst die, welche sich mit dem Munde als Atheisten bekennen, im innersten Herzensgrunde sich in irgend einer Weise von einer höhern, hinter der Welt stehenden Macht abhängig fühlen. Wer Gott verneint, verneint im Grunde stets nur eine bestimmte Vorstellung von Gott, verneint den Gott, an den er zu glauben erzogen worden ist, den Gott seiner Nachbarn, den Gott der Kirchen. Aber neben diesem Glauben an die göttliche Leitung und Vorsehung, der sich überall in einem gewissen Maße findet, ist die materialistische, die Welt entgöttlichende Weltbetrachtung auch tief in die christlichen Kreise hineingedrungen. Und wir alle lassen uns viel mehr von ihr leiten, als wir uns bewußt sind. Achten wir genau auf unser Verhalten im täglichen Leben, im Geschäft, in Krankheiten, angesichts von Unfällen, in der Beurteilung der öffentlichen Dinge! Vergleichen wir die von Christen geschriebenen Zeitungen mit andern Blättern. Wie zum Verwechseln ähnlich ist doch meist das Benehmen und das Urteil des Christen, dessen, der sich als Christen bekennt und es aufrichtig sein will, und dessen, den wir als Nichtchristen, als Atheisten, als Heiden betrachten! Uns allen ist die Vorstellung, daß das Weltgetriebe das Ergebnis von Kraft und Stoff sei, daß Hunger und Liebe die Mächte seien, die das Menschenleben regieren, so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir in vielen Fällen auch ohne weiteres nach dieser Ueberzeugung handeln, mögen wir uns auch noch sehr mit dem Munde zu entgegengesetzten Ueberzeugungen bekennen und des guten Glaubens sein, daß dieses Bekenntnis wirklich unserer innersten Ueberzeugung entspreche.

Es ist das Recht Naumanns auf diese Tatsache hinzuweisen und den Widerspruch aufzudecken, der zwischen unserm Handeln und einem vom Geiste Christi beherrschten Leben besteht. Und wenn er aus der Praxis die Theorie zieht, wenn er sagt: „es gilt Christ zu sein, so viel und so gut es in dieser Welt möglich ist, man muß darauf verzichten, nur christliche Motive zu haben, sondern man hat sie neben andern", so wollen wir uns zunächst der Ehrlichkeit freuen, die sich darin ausspricht. Ehrliches Eingeständnis einer Not ist stets eine Grundbedingung, davon frei zu werden.

Es fragt sich freilich, ob wir ein Recht haben, Jünger Jesu zu heißen, wenn wir es für unmöglich erklären, seinen Gottesglauben auch in der Gegenwart festzuhalten. Gewiß, es war ein Irrtum, wenn man verkannte, daß Jesus die Kindschaft Gottes in Galiläa predigte, und daß die ganze Form seiner Verkündigung dadurch bestimmt ist, galiläische Lokalfarbe trägt. Wir alle haben uns heute daran gewöhnt, manches als zeitgeschichtliche Form anzusehen, die wir ohne weiteres preisgeben. Auch die Konservativsten unter uns. So hat uns Gott durch die Geschichte selber gelehrt, daß die Erwartung des nahen Weltendes ein Irrtum war. Aber wenn wir auch die zeitgeschichtliche Färbung, in der uns der Gottesglaube, der kindliche Glaube an die Allmacht Gottes entgegentritt, als vergängliche Form preisgeben, wenn sich unsere Hoffnung auf den endlichen Sieg des Gottesreiches in ein anderes Gewand kleidet, den Gottesglauben Jesu selbst können wir nicht als eine schöne aber unhaltbare Täuschung erklären, ohne Jesus selber preiszugeben.

Läßt sich nun aber mit Jesu Gottesglauben und den Konsequenzen, die er daraus zieht, in der Welt leben, ja dürfen wir darnach leben?

5.

Stellen wir, bevor wir diese Frage zu beantworten versuchen, zunächst mit aller Entschiedenheit das fest, daß das im Glauben Gesprochene jedenfalls nur dem Glauben gilt. Und machen wir uns klar, was das heißt.

Jesus handelt und spricht im Blick auf die kommende Welt. Ist auch die Welt, die besteht, das Werk des himmlischen Vaters, beschienen von seiner Sonne, so steht doch das Reich Gottes erst noch bevor, und wir sollen darum beten, daß es bald komme. Dieser Glaube ist der Grundton, der durch alles, was er sagt, hindurchklingt. Er läßt sich nicht von Jesu Worten trennen, ohne daß man ihnen ihre Wirkung nimmt.

Man hat auch in solchen Kreisen, die an dem christlichen Glauben irre geworden waren, gemeint, wenigstens an der christlichen Ethik festhalten zu können. Und Leute, die das Christentum als

Religion verwarfen, glaubten doch, daß die christliche Moral in ihren Hauptforderungen das Richtige träfe, und sie suchten diesen Forderungen eine religionslose Begründung zu geben und zu zeigen, daß sie erst nun wirklich überzeugend geworden seien. Das war ein gewaltiger Irrtum. Durchaus mit Recht sagt Nietzsche: „Sie sind den christlichen Gott los und glauben nun um so mehr die christliche Moral festhalten zu müssen .... Für uns andere steht es anders: wenn man den christlichen Glauben aufgibt, zieht man sich damit das Recht zur christlichen Moral unter den Füßen weg... Das Christentum ist ein System, eine zusammengedachte und ganze Ansicht der Dinge. Bricht man ihm einen Hauptbegriff, den Glauben an Gott, heraus, so zerbricht man damit auch das Ganze."

Die Forderungen des Evangeliums haben nur für den einen Sinn, der den Glauben Jesu teilt, dem das Evangelium wirklich eine frohe Botschaft ist. Steht die Welt nicht unter der fortwährenden, unmittelbaren Leitung einer Macht, die das Gute zum Siege führt und in väterlicher Liebe über jedem einzelnen Menschen wacht, gibt es für die Menschenwelt keine anderen Ziele als das, was sich in dieser Welt erreichen läßt, dann schwindet nicht nur der Mut, sondern auch das Recht, unbekümmert um das, was vor Augen liegt, nach dem Evangelium zu leben. Nicht etwa deshalb, weil nun die Aussicht auf den „Lohn" fehlte, sondern weil sich die Aufgaben, die wir unserm Handeln stellen, nach der Bestimmung der Welt und des Menschen richten müssen. Manche Forderungen des Evangeliums ständen dann aber so sehr im Widerspruch zu dem Sinn des Lebens, wie ihn die tägliche Erfahrung lehrte, daß wir ihre Beobachtung als unvernünftig und so schließlich auch als unsittlich beurteilen müßten. Der beste Beweis dafür ist die Tatsache, daß man da, wo man lediglich an der Verbindlichkeit der sittlichen Forderung festhalten will, den christlichen Glauben aber als einen Wahn preisgibt, ganz von selber allmählich auch die Pflichten herunterschraubt, die sittlichen Ideale des Christentums preisgibt. Es ließe sich das besonders an der Auffassung des Humanitätsgedankens und der Stellung zum Selbstmorde deutlich nachweisen.

So kann es uns auch nicht wundernehmen, wenn das Werk, das die Mission treibt, immer wieder auf heftigen Widerstand stößt, wenn gehöhnt oder getobt wird über eine Wirksamkeit unter fremden Völkern, die die Ueberzeugung zur Voraussetzung hat, daß auch sie Gotteskinder sind. Möchten sich doch die Missionare stets an das Wort erinnern: Wehe, wenn sie euch wohlreden! Nur mit Bedauern kann man eine Verteidigung lesen, die nachweist, daß die Missionare es stets für eine Hauptpflicht ansehen, die Heiden, unter denen sie wirken, zu richtigen Deutschen, Franzosen u. s. w. zu machen. Ach die Versuchung, die den Missionaren droht, ist nicht die, zu wenig, sondern im Gegenteil zu viel einzugehen auf die nationalen Prätentionen der Europäer. Ich sage das nicht, um einen Vorwurf zu erheben, sondern nur, um an einem Beispiele zu zeigen, wie die Stellung zum Mitmenschen, die sich aus dem christlichen Glauben ergibt, dem als Torheit erscheinen muß, der diesen Glauben nicht teilt.

Die Worte Jesu sind an Leute gerichtet, die dem Evangelium Glauben schenken. Sie wenden sich an die Jüngergemeinde. Auch das ist in Betracht zu ziehen, will man ihnen nicht einen Sinn geben, der ihnen vollständig fremd ist. Sie wollen auch für die Jünger kein Gesetz sein. Noch weniger aber sind sie Regeln, nach denen gewaltsam die Ordnung außerhalb der Jüngergemeinde herzustellen wäre. Worte wie das über die Ehescheidung, den Eid u. s. w. stellen nicht Grundsätze für die öffentliche Gesetzgebung auf. Gleich wie Moses um der Herzenshärtigkeit willen gestatten mußte, die Frauen zu entlassen, so wird auch heute der Staat so lange nicht auf ähnliche Bestimmungen, die mit der menschlichen Schwäche und Bosheit rechnen, verzichten können, als nicht die ganze Menschheit oder doch alle seine Angehörigen vom Geiste Christi regiert werden. Das ist ohne weiteres klar und wird wohl auch kaum bestritten werden, so daß es nicht weiter ausgeführt zu werden braucht. Und der Christ, der als Staatsmann und Richter derartige Gesetze erläßt und ausführt, handelt damit nicht gegen das Evangelium. Das ist gegenüber Tolstoj geltend zu machen. Wohl besitzen wir kein Wort Jesu, das mit der Möglichkeit rechnet, daß Christen in solcher Stellung tätig

seien. Daß aber da, wo man nicht nach freier Wahl das Leben nach dem Evangelium zu führen unternimmt, andere Gesetze herrschen müssen, ist eine Wahrheit, die uns Gott selber lehrt. Schon Paulus fällt es nicht ein, das ihm wohlbekannte Wort Jesu über die Untrennbarkeit der Ehe auch auf solche Ehen anzuwenden, wo wenigstens der eine Teil gläubig ist. Nachdem er im ersten Kor. 7, 10 geschrieben hat: den Ehepaaren gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß sich die Frau von ihrem Manne nicht trennen soll, fährt er fort: den Uebrigen sage ich, nicht der Herr: wenn ein Bruder eine ungläubige Frau hat, und diese willigt ein, mit ihm zu leben, so soll er nicht von ihr lassen ... Wenn sich aber der ungläubige Teil lossagen will, so soll er es tun. Bruder und Schwester sind in solchen Fällen nicht gebunden. Sie sollen gar keinen Versuch machen, den andern Teil zu halten. Schon innerhalb der Christengemeinde selber verzichtet er darauf, die ideale Forderung gewaltsam durchzusetzen. Und in der Tat heißt es auch hier: alles, was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde.

Das Leben nach dem Evangelium ist ein Leben im Glauben. Und nicht bloß von dem einen Worte gilt: nicht alle fassen es, sondern die, denen es gegeben ist. Es ist ein Leben gegen den Schein. Und nicht immer bekommt der schon auf dieser Welt recht, der darnach lebt. Und Jesus, der das Wort von den Sperlingen gesprochen hat, deren keiner ohne den Willen des himmlischen Vaters vom Dache fällt, von den Haaren unseres Hauptes, die alle gezählt sind, hat am Kreuze sein irdisches Leben geendet. Wer möchte aber behaupten, daß er angesichts des Todes jenes Wort nicht gesprochen hätte? Hat er doch auch den Tod als bittern Kelch aus des himmlischen Vaters Hand angenommen.

Nicht nur wem irdische Wohlfahrt das höchste Ziel ist, muß das Evangelium verwerfen. Auch wer in braver Ehrlichkeit die große Mittelstraße zu gehen wünscht, ohne grobe Uebertretungen der göttlichen Gebote zu begehen, aber auch ohne sich groß in Widerspruch zu setzen zu dem, was bei der Menge Recht und Brauch ist, wird sich sagen müssen, daß er in der Tat darauf verzichtet hat, sich in allen Dingen durch das Evangelium leiten zu lassen. Und wer unter uns wagt zu behaupten, daß dies nicht auch von

ihm gilt. Wer von uns allen, nicht bloß die Geschäftsleute, die Händler und Handwerker, die Staatsmänner und Militärs, auch wir Theologen, wir Leiter und Seelsorger der Gemeinden, wir Pfarrer und Professoren, muß nicht gestehen, daß er immer wieder nach dem Satze Naumanns handelt: ich will Christ sein, so viel und so gut es in dieser Welt möglich ist? Daß er immer wieder darauf verzichtet, nur christliche Motive zu haben, sondern sie neben andern hat?

Die Moral des Evangeliums ist eine heroische Moral. Es ist eine richtige Erkenntnis, wenn dies in der Gegenwart wieder entschieden betont wird. Und diese richtige Erkenntnis lag der viel gescholtenen Scheidung der katholischen Christenheit in zwei Klassen zu Grunde. Und es fragt sich vielleicht noch, wer dem Evangelium mehr Gewalt antut: Der, welcher in der Erkenntnis, daß stets nur wenige den Glauben besitzen, den das Evangelium voraussetzt, die Unfähigkeit der großen Menge zu einem Leben nach dem Evangelium offen eingesteht, oder der, welcher aus dem Evangelium eine Anweisung macht, wie man in Ehren und Wohlstand grau werden und zugleich das ewige Leben erlangen kann. Das Leben nach dem Evangelium ist ein Leben wider den Schein und darum ein Leben der Selbstverleugnung, ein freiwilliges Tragen des Kreuzes. Ein heroisches Leben, das, so lange die Erde bestehen wird, stets nur von wenigen gelebt werden wird. Ja auch nur der ernstliche Versuch, dieses Leben zu führen, wird stets nur von wenigen gemacht werden. Das fühlen wir alle, und kein einziger von uns wird auf Grund seines wirklich geführten Lebens Naumann widerlegen können.

Aber — das ist nun die wichtige Frage — ist das nun auch recht so? Können und dürfen wir gar nicht ein volles Leben nach dem Evangelium führen? Ist es gar nicht wünschenswert, daß recht viele Glieder einer Gemeinschaft, eines Volkes, recht viele Eltern und Kinder, recht viele Geschäftsleute und Beamte bemüht sind, sich in ihrem ganzen Leben von christlichen Motiven leiten zu lassen? Müßte die menschliche Gesellschaft zu Grunde gehen, wenn alle ihre Angehörigen ganze Christen wären, müßten die Kräfte brach liegen, die Gaben verkümmern, die doch gerade nach

christlichem Glauben Gott selbst in die Menschheit und die Erde gelegt hat?

6.

Die Frage wäre dann zu bejahen, wenn die Auffassung des Evangeliums, die seit Schopenhauer immer wieder als selbstverständlich auftritt, und die auch bei Naumann durchklingt, Recht hätte. Aber so richtig es ist, wenn das Heroische des Evangeliums betont wird, so einseitig ist, daraus vor allem den Heroismus der Entsagung heraus zu hören. Der Glaube an das Evangelium macht energische Arbeit in und an der Welt nicht unmöglich, ebenso wenig ein mannhaftes tapferes Benehmen im Verkehr mit dem Nächsten. Wir sind im Gegenteil zu beidem desto geschickter, je mehr in uns etwas von dem Gottvertrauen Jesu Christi lebt.

So sehr die Ueberzeugung von der Vergänglichkeit dieser Welt und die Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde durch alle Worte Jesu hindurchklingt, auch da, wo unser an den Weltlärm gewöhntes Ohr sie nicht vernimmt, so ist dennoch nicht richtig, daß dem Jünger Jesu keine andere Stellung zur Welt gezieme als die, sich so weit als immer nur möglich von allem Irdischen loszulösen, die gegenwärtige Erde mit allen ihren Zuständen, Ordnungen und Einrichtungen preiszugeben und in stiller Beschaulichkeit ihr Ende zu erwarten und sich auf die zukünftige vorzubereiten. Gewiß diese Konsequenz ist gezogen worden. Vor allem im Mönchtum. Aber schon die Stellung des Urchristentums zur Welt ist nicht einfach dem weltmüden Pessimismus, in den die Kulturschwärmerei immer wieder umschlägt, gleichzusetzen. Es spricht sich — wie nicht übersehen werden darf — eine gewaltige Lebensbejahung darin aus, daß allerdings das Vergehen der bisherigen Erde erwartet, nicht aber auf ein im Nebel verschwimmendes Jenseits, vielmehr auf eine neue Erde gehofft wird und auf die Auferstehung des Leibes, wenn auch ein Auferstehen in einer neuen vollkommeneren Gestalt.

Es ist ein Irrtum, wenn man immer wieder aufs neue, auch Naumann, in Mitleid und Keuschheit, Enthaltsamkeit und der

Fähigkeit, Leiden und Beleidigungen geduldig zu ertragen, die Pole evangelischer Sittlichkeit sieht. In lauter passiven Tugenden. Wie ganz anders müßte das Bild Jesu aussehen, als es uns in den Evangelien entgegentritt? So etwa, wie es uns gezeichnet wird in süßlichen Bildern der Feder und des Pinsels. Welch eine Kluft liegt aber zwischen dem sanften und duldenden Jesus dieser Bilder, dem Christus mit dem gescheitelten Lockenhaupte, dem süßen Blümelein und Bruder Lämmlein der Zinzendorfschen Lieder und der ernsten, herben Gestalt der drei ersten Evangelien! Dem Jesus, der gezürnt hat, wie wenige Menschen zu zürnen imstande sind, der seinen Jünger Satan gescholten, seinen Landesfürsten einen Fuchs und den Frommen und Rechtgläubigen vorgeworfen hat: Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, daß ihr das Reich der Himmel zuschließt vor den Menschen; denn ihr kommt nicht hinein und laßt auch andere nicht hineinkommen, die hineingehen wollen. Wehe euch, ihr Heuchler, daß ihr Meer und Land durchstreifet, um einen einzigen Proselyten zu machen; und wird er es, so macht ihr aus ihm einen Sohn der Hölle zweimal so arg als ihr. Wie wenig hat er sich davor gehütet, zu verletzen und anzustoßen, wie mutig und unbekümmert um die Folgen den Kampf geführt gegen alle absichtliche und unabsichtliche Lüge! Welche Energie, welche Freude, zu wirken, so lange es Tag ist, welche Ausnützung der Zeit und der von Gott gegebenen Kräfte! Und auch seine Stellung zum Leiden, wie anders ist sie als die aller derer, protestantischer und katholischer Heiliger, die es als Geschenk Gottes begrüßen, ja es wohl gar selber herbeiführen. Wie hat er energisch den Kampf dagegen aufgenommen und den Mühseligen und Beladenen, die er zu sich rief, nicht bloß geistliche Hilfe gebracht. Wie wenig hat er sich aber auch da, wo er den Leidenden geholfen hat, von schwächlichem Mitleide leiten lassen und sich nicht gescheut, die mit strengen Worten zurückzuweisen, die ihn zu verlocken schienen, von der ihm vorgezeichneten Bahn abzuweichen.

Und auch seine Worte werden falsch verstanden, wenn man stets nur die Negation heraushört. Gewiß er sagt: Sorget nicht, wende dich nicht ab von dem, der dich bittet, richtet nicht u. s. w.

Aber doch nicht das Nichttun von irgend etwas ist es, was dem Menschenleben in seinen Augen den Wert gibt. Wir sollen nicht im Haschen nach irdischen Gütern unser Leben verlieren, sondern nach dem Reiche Gottes trachten. Wir sollen dem Nächsten tun, was wir wünschen, daß es uns die Leute tun. Deshalb sind alle diese Worte, die mit Nicht beginnen, doch nur die Auslegung der positiven Weisung: Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Uebrige zufallen, nur Erläuterungen der Warnung: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nehme doch Schaden an seiner Seele, nur Anwendungen der großen Gebote: Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst.

So zeigt denn auch die Geschichte, daß die Menschen durchaus nicht in dem Maße, in dem sie der Geist Christi erfüllt, gleichgültiger werden gegen die Arbeit in der Welt und mutloser im Verkehre mit ihren Mitmenschen. Man darf im Gegenteil sagen: fest und sicher auf dieser Erde kann nur der stehen, der mit Jesus an eine zukünftige glaubt. Lassen Sie mich einen unverdächtigen Zeugen anführen. Goethe bemerkt zu Eckermann: „Ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen". Ja es ließe sich unschwer nachweisen, daß aller wahrer Fortschritt zusammenhängt mit dem Glauben an Ziele, die jenseits des Irdischen liegen.

Die, welche die Behauptung vertreten, daß man höchstens noch auf einzelnen Gebieten als Christ leben könne, daß Hingabe an die von Gott ihrem Volke gestellten Aufgaben unvereinbar sei mit einem Leben nach dem Evangelium, führen gerne Bismarcks Namen im Munde. Aber gerade Bismarck hat mit aller Entschiedenheit bekannt, daß man ihm mit dem Glauben auch das Vaterland genommen hätte, daß er ohne seinen Glauben niemals geworden wäre, was er war. Welch ergreifenden Ausdruck hat er aber seiner Ueberzeugung von der Vergänglichkeit und der Gleichgültigkeit alles Irdischen verliehen! Und dennoch mit welcher unermüdlichen Energie hat er sich um alle Aufgaben seines

Berufes gekümmert, weil er ihn aus Gottes Hand nahm! Aber auch auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und der Technik werden die höchsten Ziele nie von dem heute viel gepriesenen Realismus erlangt werden, nicht von jener materialistischen Weltbetrachtung, die — wenn sie auch Gott nicht gänzlich negiert — doch ein egoistisches Handeln als notwendig und das Schaffen materieller Wohlfahrt als wichtigste Aufgabe ansieht [1]).

Zu dieser Gesinnung steht freilich das Evangelium in absolutem Gegensatz. Und eben daß diese Gesinnung die ganze Welt erfüllt, daß sie den Verkehr zwischen den einzelnen Menschen wie den Völkern beherrscht, daß sie unzähligen Einrichtungen und Gesetzen zu Grunde liegt, macht es uns schwer, ja oft geradezu unmöglich, das Leben nach dem Evangelium zu verwirklichen. Der Kaufmann kann oft nicht sein Geschäft treiben, ohne dadurch die Existenz seines Konkurrenten zu ruinieren. Die Einheit des einen Volkes muß auf Unkosten des andern erkauft werden. Indem die Erfindung einer neuen Maschine einer kleinen Anzahl den Kampf ums Dasein erleichtert, beraubt sie eine große Menge ihrer bisherigen Einnahmsquellen. Das ist die Not, die Naumann ergreifend schildert. Die Gesellschaft, in der wir leben, ist in der Tat so beschaffen, daß der einzelne, der nach dem Gebote Jesu seinen Nächsten lieben möchte wie sich selbst, ihm weh tun muß, um sich selbst zu erhalten. Und wir alle empfinden, daß es ein Unrecht wäre, ihn, den einzelnen, ohne weiteres dafür verantwortlich zu machen, ihm es als persönliche Schuld anzurechnen. Er kann nicht anders handeln, will er sich in seiner Umgebung behaupten.

Aber — und das ist nun wiederum die Frage — sollen wir diese Tatsache als ein Unglück empfinden, als die Schuld, wenn nicht des einzelnen, so doch der ganzen Menschheit, als eine Erbschuld, unter der auch wir seufzen, oder sollen wir uns ihr als einem unabänderlichen Naturgesetze beugen? Können wir dem Evangelium, das aus dem kindlichen Glauben an die allmächtige Vaterliebe Gottes geboren ist, vermöge einer bessern und tie-

1) Vergl. die interessanten Ausführungen bei Fr. W. Foerster, Technik und Ethik (Leipzig 1905) S. 16 ff.

fern Welt- und Gotteserkenntnis das Gesetz des Kampfes ums Dasein entgegenhalten, das Gesetz, daß auf der Erde das Wohl des einen stets nur auf Kosten des andern erkauft wird, jeder Fortschritt der einen für die andern eine Niederlage sein muß?

Wenn wir zum Schlusse noch diese Frage zu beantworten unternehmen, so steht — ich weiß das wohl — Glaube Glauben gegenüber. Aber ein Glaube, der sich ebenso sehr, ja mit mehr Recht, auf die Tatsachen berufen kann als die angeblich realistische Weltbetrachtung, die mit den bestehenden Zuständen als unabänderlichen rechnet.

7.

Woher kommt es, daß das Evangelium für so viele Unbefriedigte und Notleidende ein leerer Schall ist, während sie sich doch so bereitwillig von jeder noch so trügerischen Hoffnung locken, sich so leicht für alle möglichen Ideale begeistern lassen?

Sie sehen im Evangelium nur die Kunde von etwas, das vor nun bald zweitausend Jahren geschehen ist. Von Ereignissen, die vielleicht einst von der allergrößten Bedeutung gewesen sind, von Ereignissen, deren Wirkung sich noch bis in die Gegenwart erstreckt. Trotz alledem aber die Kunde von etwas, das der Vergangenheit angehört. Sie aber seufzen und ringen unter dem harten Drucke der Gegenwart und schauen in den wenigen kurzen Augenblicken, wo der Kampf mit der täglichen Not nicht Leib und Seele gefangen nimmt, brennenden Auges in die dunkle Zukunft nach Zeichen aus, die die Gestaltung neuer besserer Zustände verheißen. Sie bei der christlichen Kirche und ihrer Botschaft zu suchen, das kommt ihnen nicht in den Sinn.

Und können wir ihnen deswegen einen Vorwurf machen, ja können wir uns überhaupt nur wundern darüber, daß dem so ist, daß für Unzählige unter unsern Zeitgenossen, daß für die große Masse speziell des arbeitenden Volkes das Evangelium unter den Tatsachen, an denen sich der Glaube an eine schönere bessere Zukunft, an die Erlösung aus all ihrer leiblichen und geistigen Not emporrankt, keine Stelle hat? Ist doch auch für die große Mehrzahl derer, die sich Christen nennen, das Evangelium im wesent-

lichen nur die Botschaft von der Erlösung, die einst Jesus vollbracht hat, und daneben noch die Hoffnung auf ein in ferner Dämmerung liegendes Jenseits. Nur spärlich und schwach aber lebt die Ueberzeugung, daß auch für die Umgestaltung dieser Welt im Evangelium Wunderkräfte verborgen liegen.

Wir Christen haben, wenn vielleicht auch noch nicht alle in der Theorie, so doch alle in der Praxis zu rasch mit den bestehenden Verhältnissen und der sie rechtfertigenden brutalen materialistischen Weltanschauung kapituliert. Uns ist es selbstverständlich, daß im Verkehre der Völker miteinander Gewalt vor Recht geht, daß Politik und Ethik mit einander nichts zu tun haben. Daß die Grundlage aller Kultur das Trachten nach Geld und Besitz sei und sein müsse, und daß im Erwerbsleben einfach die rohe Kraft zu entscheiden habe. Daß, wenn auch nicht der einzelne, so doch die Gesamtheit gegen die, welche sich am Eigentum und dem Leben ihrer Mitmenschen vergreifen, nach dem Grundsatze Auge um Auge, Zahn um Zahn zu verfahren habe. Und nun kommen andere und nehmen die Stelle ein, welche die Vertreter des Evangeliums preisgeben. Nun kommt die Sozialdemokratie, nun kommen die Konsumgenossenschaften, die Friedensvereine, alle die unzähligen Sucher und Entdecker naturgemäßer Lebensweisen u. s. w. und zeigen nicht nur das Empörende der bestehenden Ordnungen und Sitten, sondern rollen zugleich auch Bilder einer bessern schönern Zukunft auf. Und sie suchen Wege, wie die Träume einer schönern Zukunft allmählich zur Wirklichkeit gemacht werden können. Und so geben sie den Menschen nicht nur eine Hoffnung, die sie in den schweren Stunden tröstet, sondern auch Ziele, für deren Erreichung sie in begeisterter Arbeit alle Kräfte anspannen. Will man sich überzeugen, wie sehr auch in solchen Kreisen, die sich zunächst nur zur materiellen Besserung ihrer Lage zusammengefunden haben, der Gedanke an eine vollständige Umgestaltung aller Verhältnisse begeisternd wirkt, so lese man z. B. die Rede, die der Sekretär des Verbandes schweizerischer Konsumvereine in diesem Jahre bei der Eröffnung des 37. britischen Genossenschaftskongresses in Paisley gehalten hat[1]).

1) Dr. H. Müller, Ueber die Grundlagen der Genossenschaftsbewe-

Schon allein die Tatsache, daß diese Vertreter von Reformbewegungen wenigstens den Druck der bestehenden Verhältnisse nicht einfach als etwas unabänderliches hinnehmen, daß sie den Glauben an seine Hebung nicht preisgeben, gewinnt ihnen das Vertrauen derer, die am meisten darunter leiden, ein Vertrauen, das den Predigern des Evangeliums so oft nicht dargebracht wird.

Muß das so sein, und ist es recht, daß es so ist?

Ich bestreite nicht, daß Jesus nichts von einem Reiche Gottes weiß, das sich allmählich durch menschliche Arbeit auf der Erde verwirklicht. Ich habe mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß die ganze bestehende Erde mit allem, was die Menschen darauf geschaffen haben, ihm ein vergängliches Gebilde ist, das binnen kurzem einem neuen Himmel und einer neuen Erde weichen wird. Und ich nehme auch jetzt kein Wort davon zurück. Mit aller Schärfe möchte ich es vielmehr nochmals betonen, daß ich den Glauben, der in dieser Welt nicht die wahre Welt sieht, vielmehr den Blick darüber hinaus richtet, mit dem Evangelium unabtrennbar verbunden halte. Aber ich bin zugleich auch dessen gewiß, daß wir gerade als Jünger Jesu nicht so groß denken dürften von der Unabänderlichkeit manches bestehenden und nicht so gering von der Kraft des Evangeliums alle Verhältnisse umzuwandeln. Der Gott und der Vater Jesu Christi, der diese Welt zerschlagen kann wie ein Töpfer das Machwerk seiner Hände, besitzt auch die Macht, sie nach seinem Willen zu leiten und umzugestalten. Und im Hinblick auf diese Erde hat Jesus gesagt: wahrlich ich sage euch, wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so werdet ihr zu diesem Berge sagen: rücke von hier weg dort hinüber, und er wird fortrücken, und nichts wird euch unmöglich sein.

Niemand hat mehr im Glauben an die Vergänglichkeit dieser Welt gelebt als die ersten Christen. Und dennoch mit welcher Energie, ja mit welchem Trotze, man möchte fast sagen, Starrköpfigkeit haben sie darauf verzichtet, sich in die bestehenden Verhältnisse zu schicken. Was wäre aus dem Christentum geworden, wenn schon sie so rasch ihren Frieden gemacht hätten mit der sie umgebenden Welt? Wenn sie nicht der bestehenden Gesellschafts-

ordnung zum Trotze versucht hätten, der eine mehr, der andere weniger tapfer, nach dem Evangelium, so wie sie es verstanden, zu leben? Dem, was man den Rigorismus der alten Kirche zu nennen pflegt, der den Römern unbegreiflichen Hartnäckigkeit, die nicht leben wollte, wie man von jeher zu leben gewohnt war, verdanken wir es, daß wir uns heute noch Christen nennen können. Und haben nicht diese Christen, weil sie sich weigerten, die Forderungen zu erfüllen, die von ihren Behörden wie ihren Volksgenossen an sie gestellt wurden, und die sie als Widerspruch gegen das Evangelium empfanden, gerade dadurch geholfen, die Welt in gewaltiger Weise umzugestalten? Soviel auch heute noch herrscht, was zu den Forderungen des Evangeliums im Widerspruche steht, so ist doch manche Einrichtung, manche Sitte, die beim Eintritt des Christentums in Kraft stand, vor den Forderungen des christlichen Gewissens geschwunden oder wenigstens aus der Oeffentlichkeit in das Dunkel gedrängt worden. Wer wagt aber wirklich zu behaupten, daß das Evangelium mit seiner Kraft an die Grenzen seiner Wirksamkeit gelangt sei, daß nicht noch unzählige Gebiete der Herrschaft der brutalen Gewalt zu entziehen, der Vernunft und der Liebe zu unterwerfen wären, wenn wir nur entschiedener und mutiger versuchen wollten, nach dem Evangelium zu leben?

Wir tun uns heutzutage viel zu gute auf unsere Kenntnis der Kräfte, die in der Natur und dem sozialen Leben der Menschheit walten, und auf unsere realistische Betrachtung der Dinge, die sie nimmt, wie sie sind, statt sie in das verklärende Licht unserer Wünsche und Hoffnungen zu stellen. Und fern davon darüber zu spotten, wollen wir uns gerade als Christen dieses Strebens, der Wirklichkeit klar ins Auge zu sehen, freuen. Geht doch auch alle echte Frömmigkeit darauf aus, durch die Hülle des Scheines zum Wesentlichen, Wirklichen durchzudringen und darin zu leben und weben. Und Jesus selber ist kein Religionsstifter in dem Sinne, daß er uns an irgendwelche Sätze über Gott und die Welt bände. Er will uns helfen, auf dem festen Boden der Wirklichkeit zu stehen. Und je mehr wir uns von allem Truge und Scheine frei machen, desto näher kommen wir auch dem Gotte,

zu dem uns zu führen Jesu einziges Ziel ist. Ist es nun aber wirklich — allein darum handelt es sich — ist es nun wirklich bessere Kenntnis der Wirklichkeit und der sie regierenden Mächte, wenn wir ein Leben nach dem Evangelium als unvollziehbar erklären und der Forderung, auf Gott zu vertrauen und den Nächsten zu lieben wie uns selbst, das Gesetz entgegenstellen, daß alles Lebende sich nur im Kampfe behaupten kann?

Wir alle kennen den Segen, der auf der Anstrengung ruht, und wissen, welch schlechten Dienst man uns und unsern Nächsten erwiese, könnte man uns das Ringen und Arbeiten ersparen. Schlummernde Kräfte erwachen, verborgene Tugenden kommen zum Vorschein, wenn die Not an den Menschen herantritt. Und die Geschichte gibt manches Beispiel dafür, wie Völker zu neuem Leben erwacht sind, als es für sie galt, im blutigen Kampfe um ihre Existenz zu ringen. So kann ich es sehr wohl verstehen, wenn gerade Kenner der menschlichen Natur und der Geschichte gegenüber den Bestrebungen der Friedensvereine für einen „frischen, fröhlichen" Krieg in die Schranke treten, oder wenn andern der Sieg der Gesinnung, die im Evangelium zum Ausdruck kommt, als das größte Unglück erscheinen will, das die Menschheit treffen könnte.

Aber, m. H., wir haben bereits das Mißverständnis zurückgewiesen, das in Jesus nichts als den stillen Dulder und in dem Evangelium nur die Anweisung zur Wohltätigkeit und Askese sieht. Nicht weniger wäre es aber ein seltsamer Irrtum zu meinen, daß wirklich der Menschheit all der Segen geraubt würde, der in der Anstrengung und im Kampfe liegt, wenn immer mehr die Gesinnung herrschend würde, in der einer des andern bestes sucht. Gibt es nicht schon jetzt zahllose Gebiete, wo Kraftanspannung und Selbstüberwindung glänzende Siege davon trägt, ohne daß der Arm, der alle Kräfte anspannt, das Ziel zu erreichen, zugleich den Bruder, der ebenfalls mit Anstrengung seiner Kräfte sich vorwärts kämpft, rücksichtslos niederschlägt?

Doch die Welt lehrt uns, so sagt man uns, daß allzeit das Wohl des einen erkauft werden muß durch den Ruin des andern. Man stellt dem Vatergotte, den Jesus verkündigt, den Gott ent-

gegen, der sich im Weltlauf offenbart. Und in der Tat sehen wir nicht, wie der Föhn, der im Frühjahr die Alpen vom Schnee befreit und auf den erstorbenen Fluren neues Leben erweckt, zugleich auch die verderbenbringenden Lawinen in Bewegung setzt, Baumstämme knickt und das glimmende Herdfeuer zum zerstörenden Brande entfacht? Sehen wir nicht, wie die Schwalbe, um ihre Jungen zu füttern, an einem einzigen Tage unzähligen Würmern den Garaus macht? Und muß nicht sie selber vielleicht wieder dem größern Raubvogel zur Nahrung dienen? Gewiß. Aber erlaubt uns die Vernunft, erlaubt uns die Geschichte, deshalb weil der Wolf das Lamm frißt, weil der stürzende Fels erschlägt, was sich seinem Laufe entgegenstellt, nun als ein unabänderliches Gesetz, das uns Gott selber lehrt, zu proklamieren, daß auch der Mensch sich auf der Erde in alle Ewigkeit nur behaupten kann, indem er seinen Nächsten niedertritt? Selbst die Geschichte der Völker widerlegt für den, dessen Blick nicht am einzelnen Tage haften bleibt, diese Meinung und gibt uns kein Recht, daran zu zweifeln, daß nicht brutaler Egoismus sondern Gerechtigkeit ein Volk erhöht, daß Gottvertrauen und Nächstenliebe schließlich nicht zu Schanden werden.

Wohin kämen wir, wenn wir aus dem Gebiete der Natur und des Tierlebens oder auch aus dem, was noch jetzt weite Kreise der Menschheit beherrscht, die Gesetze ableiten wollten, an die wir für alle Zeiten gebunden sind? Statt weiter zu schreiten auf dem Wege der Vervollkommnung würde die Menschheit allmählich wieder auf, ja unter die Stufe des Tieres zurücksinken. Auch auf dem Gebiete des geschlechtlichen Lebens lassen wir uns nicht leiten durch das, was wir auf niedern Stufen beobachten, sondern wir sind überzeugt, daß für den Menschen als Vernunftwesen andere Gesetze gelten als für die unvernünftige Kreatur. Und wenn wir auch das Ideal der monogamen Ehe noch lange nicht überall verwirklicht sehen, so verzichten wir doch damit weder auf die Forderung, noch unterlassen wir, soviel an uns selber liegt, sie zu verwirklichen. Ganz dieselbe Stellung müssen wir aber einnehmen zu all den andern Forderungen, die sich aus dem Glauben an Gottes Allmacht und Vaterliebe und der Anerkennung

unserer Mitmenschen als unserer Brüder ergeben. Und eben weil der einzelne, der nach dem Evangelium leben will, dabei allenthalben auf Schranken stößt, die er allein nicht wegräumen kann, ist es unsere Christenpflicht, nicht bloß in uns selber zu bekämpfen, was dem Evangelium Widerstand leistet, sondern auch darnach zu streben, daß alle die Sitten und Institutionen, die uns wie ein festes Netz umschlingen, immer mehr vom Geiste des Evangeliums durchdrungen und umgestaltet werden. Wohl wendet sich das von Jesus Gesprochene an den Glauben, richten sich die Forderungen des Evangeliums an die, denen seine frohe Botschaft die Wahrheit spricht. Und ich will keineswegs das, was ich vorher darüber ausgeführt habe, nun wieder irgendwie zurücknehmen. Aber ein anderes ist es, Ordnungen gewähren zu lassen, die um der Herzenshärtigkeit willen nötig sind, wie das auch Paulus hat tun müssen, oder solche, die von der Sünde hervorgerufen stets neue Sünde erzeugen müssen.

So ist es z. B. gewiß, solange es Bestien in Menschengestalt gibt, nötig, mit Gewalt gegen sie vorzugehen. Aber auch diese Schutzeinrichtungen für die menschliche Gesellschaft können in unchristlichem oder christlichem Geiste geschaffen und gehandhabt werden. Gewiß ist es ein Irrtum, zu glauben, daß mit bessern Institutionen ohne weiteres auch die einzelnen Menschen besser würden. Noch viel gewisser ist aber, daß unendlich viel Jammer und Sünde die notwendige Folge der traurigen Verhältnisse sind, in denen auch in den christlichen Ländern noch unzählige leben. Wohl glauben wir, daß Gott auch Not und Elend benützen kann, um die Menschen zu sich zu ziehen. Aber das hat Jesus nicht gehindert, auch der leiblichen Not zu Hilfe zu kommen und oft vor der geistigen. Und geradezu ruchlos wäre es, wollten wir mit dem Hinweise auf Gottes Allmacht den Dingen ihren Lauf lassen. Wir halten es für unsere Pflicht, uns unsere eigene körperliche Leistungsfähigkeit und so auch den Geist frisch zu erhalten. Wir suchen unsere Kinder nach Kräften schlimmen Einflüssen zu entziehen, ihnen eine Stellung zu verschaffen, die ihnen möglich macht, sich ohne fortwährenden Kampf gegen die Versuchung ihr Brot ehrlich zu verdienen. Und auch die unter uns, die etwa

auf den Segen der Armut hinzuweisen lieben, tun, was sie können, um von sich selbst und den Ihrigen den Mangel ferne zu halten. Und es wäre unnatürlich, wenn sie es nicht täten. Dann müssen wir es aber auch als unsere Pflicht anerkennen, eine Gesellschaftsordnung verwirklichen zu helfen, die jedem einzelnen möglich macht, nach dem Evangelium zu leben, ohne daß er dabei zu Grunde geht. Dann ist es unsere Pflicht, nicht zu ruhen, bis von dem dichten Netze schlimmer Gewohnheiten und Einrichtungen, in das Unwissenheit und Schuld die menschliche Gesellschaft seit Jahrtausenden verschlungen hat, Masche um Masche zerreißt.

Nicht bloß die mir zugemessene Zeit verbietet mir, auf alle die Punkte hinzuweisen, wo die Arbeit aller derer einzusetzen hat, die im Evangelium nicht ein weltfremdes Ideal erblicken. Das Evangelium enthält keine bestimmte Gesellschaftsordnung. Und die einzelnen Worte Jesu, so kategorisch sie oft lauten, sind keine Gesetzesvorschriften, an deren Wortlaut wir uns halten könnten. Wer den Geist des Evangeliums in sich wirken läßt, muß sich den Weg selber suchen, der ihm als Jünger Jesu zu gehen ziemt. Und allerlei Wege führen zu demselben Ziele.

Zu allen Zeiten hat es, solange die christliche Kirche besteht, auch einzelne wie ganze Gruppen gegeben, die die einzelnen Worte Jesu möglichst buchstäblich zu erfüllen versucht haben. Und so wenig ich die Gefahr verkenne, die in einer solchen Stellung liegt, so sehe ich es dennoch für ein Glück an, daß es der Kirche nie an solchen Gliedern gefehlt hat. Sie lehren uns immer wieder, nicht gar zu rasch über die einzelnen Worte Jesu und die darin liegende Weisung hinwegzugehen. Wer ist unter uns, der z. B. nicht unter dem Eindruck der erschütternden Predigt, die Tolstoj in verschiedenen seiner Bücher über die Worte „Richtet nicht" hält, die Empfindung gewonnen hat, daß uns dieses Wort doch mehr zu sagen hat, als wir ihm gewöhnlich entnehmen? Sollte nicht die Gesinnung, die daraus spricht, wenn wir sie uns angeeignet hätten, in ganz anderer Weise auch in unserm Gerichtswesen und all den Einrichtungen, mit denen die Gesellschaft der Schwachheit und der Bosheit entgegentritt, zum Ausdruck kommen? Hängt nicht vielleicht die Erfolglosigkeit unserer Strafpflege, die sich immer mehr

aufdrängt, damit zusammen, daß sie auf Voraussetzungen beruht, vor denen schon Jesus gewarnt hat? Und wie auf diesem Gebiete, so stecken wir noch allenthalben in Gesellschaftsordnungen, Gewohnheiten und Anschauungen, die wir als uraltes Erbe mitschleppen, trotzdem sie zum Teil in direktem Widerspruche zu der Gesinnung des Evangeliums stehen. Nur langsam empfindet die Christenheit diesen Widerspruch, und noch langsamer gelingt es ihr, ihn aufzuheben. Aber dies ist kein Grund, ihn als unvermeidlich anzusehen. Was auf so vielen Gebieten möglich ist, daß die Wohlfahrt und der Fortschritt des einen nicht durch den Fall des andern erkauft wird, sollte das nicht auch auf dem Gebiete des Erwerbslebens möglich sein, sobald wir uns nur von dem teuflischen Irrwahne befreit haben, daß nur die schrankenlose Selbstsucht das Leben gewinnt? Noch beherrscht diese Meinung das Denken weiter Kreise auch innerhalb der Christenheit, trotzdem daß wir vielleicht mit dem Munde das Gegenteil bekennen. Und so gilt es denn auch meist als selbstverständlich, daß die weiße Rasse das Recht habe, den Schwarzen nicht nur das Land zu nehmen, sondern sie auch, wenn sie sich zur Wehre setzen, mit allen Mitteln zu unterwerfen. So klafft freilich ein unüberbrückbarer Widerspruch zwischen der Staatsraison und dem Leben nach dem Evangelium. Aber das darf uns nicht hindern, als Christen immer wieder gegen die Grundsätze zu protestieren, die in dem Verkehre der Völker untereinander noch als selbstverständlich gelten. Und wir brauchen die Hoffnung durchaus nicht aufzugeben, daß sich auch auf diesem Gebiete die Gebote der Gerechtigkeit und Menschlichkeit durchsetzen.

So sehen wir im Lichte des Evangeliums allenthalben Aufgaben, die uns zur Arbeit auffordern. Noch liegt im Evangelium ein Schatz von Kräften, der Wunder zu tun vermag. Und wenn wir nicht den Glauben besitzen, diese Kräfte selber zu entbinden, diesen Schatz selber zu heben, so wollen wir unsern Kleinglauben ehrlich eingestehen, aber nicht dem Evangelium die Schuld geben und das Wort gelten lassen, daß alle Dinge möglich sind dem, der glaubt. Gewiß das Evangelium zeigt uns ein Leben, das im Widerspruch steht, zu dem, was vor Augen liegt. Gerade das ist

aber ein Zeichen seiner Unvergänglichkeit. Und statt deshalb daran zu verzweifeln, wollen wir dankbar sein, daß es uns immer wieder vor Augen hält, was sein soll, und uns sowohl als einzelne wie als Gesamtheit davor bewahrt, uns mit dem Errungenen zufrieden zu geben. Und wenn es in der Tat jetzt noch sehr oft als unmöglich erscheint, nach dem Evangelium zu leben, so ist es für alle die, welche an den Vater Jesu Christi glauben, Pflicht, darnach zu trachten, daß immer mehr schon auf dieser Erde die Bitte zur Erfüllung gelange: Dein Reich komme.

Klaſſiſche, moderne und religiöſe Lebensauffaſſung.

Von

Pfr. R. Planck
(Bronnweiler bei Reutlingen).

1—3. Die Entwicklung des „Modernen" aus der klaſſiſchen Geiſteswelt.

1. Die klaſſiſche Periode deutſchen Geiſteslebens zeichnet ſich vor andern klaſſiſchen Perioden (dem griechiſchen Altertum, der Renaiſſance, der engliſchen, franzöſiſchen Klaſſik u. ſ. w.) dadurch aus, daß in ihr zum erſtenmal auch die Geſetze aller Klaſſizität zu vollem klarem Bewußtſein gebracht worden ſind. Ermöglicht wurde deren Herausarbeitung durch ein in der ganzen Weltgeſchichte (auch in Griechenland) nicht dageweſenes Hand in Handarbeiten von Dichtkunſt und Denkkraft, von künſtleriſcher Produktionskraft und kritiſch-ſpekulativer Geiſtesſchärfe. So kann auch erſt von jetzt an das „Moderne" (wie das „Romantiſche") ſeinerſeits in bewußten Gegenſatz gegen die Klaſſizität treten. Die Geſetze der letzteren ſind zunächſt für die Kunſt und ihre Gebiete durch die Leſſingſche Kritik, für das Gebiet des geſamten Geiſteslebens durch Im. Kant in muſtergültiger, alſo ſelbſt klaſſiſcher Weiſe aufgeſtellt worden. Was nämlich Kant in ſeinen drei großen kritiſchen Werken, der Kritik der reinen Vernunft, der praktiſchen Vernunft und der Kritik der Urteilskraft nachweiſt, iſt im Grunde gar nichts anderes als eben jenes Geſetz der inneren Einheitlichkeit, Geſetzmäßigkeit und Einſtimmigkeit, welches das ganze bewußte Geiſtesleben in ſeinen drei Funktionen, im Denken, Wollen

und gefühlsmäßigen Urteilen als gebietendes Ideal beherrscht. Nach diesem Gesetz will der Geist kraft innerer Nötigung die ganze Welt der Erfahrung aufgefaßt, beurteilt und gestaltet wissen. Dies Gesetz ist aber nichts anderes als das Gesetz der Klassizität selbst, das klassische geistige Lebensideal, das nun unsere Dichter in der lebendigen Anschauung des Wahren, des Guten und des Schönen uns nahegebracht und ins Herz geschrieben haben. Als klassisch ist daher ein Geisteswerk (wissenschaftliches, künstlerisches, politisches, soziales, juridisches) immer dann zu bezeichnen, wenn es lediglich in Rücksicht auf die innere Einheit der Sache entworfen und ausgeführt worden ist; modern (oder romantisch) ist es, wenn es in seiner Anlage von irgend welchen sonstigen Rücksichten und Interessen beherrscht ist, es mag sonst so bedeutend sein als es will. Die strenge innere Sachlichkeit, die Gesetzmäßigkeit, die aus der Mannigfaltigkeit und Verschlungenheit der Erfahrungswelt mit sieghafter Klarheit herausleuchtet, die ist immer das Merkmal der Klassizität.

Da dies Gesetz der inneren Einheit wie gesagt in allen drei Geistesfunktionen dasselbe ist, so gibt es den sich darauf gründenden Geistesgebieten des strengen, wahrhaftigen Denkens d. i. der Wissenschaft, des strengen sittlichen Wollens und Handelns, d. i. des Rechts[1]), des strengen auch in Sachen des Gefühls und Geschmacks rein sachlichen, gesetzmäßigen Urteilens und Gestaltens, d. i. der Kunst, ihr Recht auf Autonomie, d. h. auf Selbstbestimmung rein aus den in ihrem Ideal liegenden, nicht von außen herzugebrachten Gesetzen heraus, und damit auch ihre Gleichberechtigung untereinander.

Die höhere innere Einheit dieser drei geistigen Tätigkeitsformen untereinander wird hergestellt durch den „Primat der

1) Das Rechte ist das Gute im konkreten Einzelfall. Es ist daher immer nur unter den betreffenden speziellen Verhältnissen gültig, also nur relativ gültig, nicht absolut wie das Gute selbst. Da aber immer nur im Einzelfall mit Sicherheit auszumachen ist, was „Recht" auf Geltung beanspruchen kann, so kann nur das Rechte mit der Zwangsgewalt bekleidet werden, als „Recht", während das reine Gute selbst immer innerhalb der Gesinnung stehen bleiben, sich mit dem inneren Gewissensurteil begnügen muß.

praktischen Vernunft" m. a. W.: die leitende Zentralidee ist die des sittlich Guten, der die Ideen des Wahren, des Rechten und des Schönen untergeordnet sind; jedoch so, daß diese auf ihrem eigenen Gebiet völlig autonom bleiben und nur ihre jeweiligen Erzeugnisse in ihrem Werte für das Ganze und in ihrer Wirkung auf das Ganze von jener ersteren abwägen und regulieren lassen müssen. Wissenschaft, Recht und Kunst sind autonome gleichberechtigte Gebiete, das rein Sittliche, das Gute allein hat das ausschließliche Recht, gewisse — relativ berechtigte — wissenschaftliche juridische, sozialistische, künstlerische Einseitigkeiten in ihre Schranken zu weisen und so das geistige Gesamtleben vor Uebergriffen zu schützen.

Die akademisch- und künstlerischerseits häufig beliebte Parallelisierung: Wissenschaft — Sittlichkeit — Kunst scheint uns demnach unklassisch und unrichtig zu sein. Wissenschaft und Kunst sollen die Ideen des Wahren und Schönen als kritische Mächte auf dem Boden der konkreten Wirklichkeit des menschlichen Geistes- und Gesellschaftslebens vertreten. Die Vertreterin der Idee des Guten, der reinen Sittlichkeit soll auf diesem Boden das Recht sein, freilich ist es das nicht immer, so wenig Wissenschaft und Kunst immer die Sache der reinen Wahrheit und Schönheit vertreten haben. Wissenschaft, Recht und Kunst können daher untereinander wohl in Konflikt kommen, Wissenschaft und Kunst mögen insbesondere gegen veraltete Rechts- und Sittenbegriffe ankämpfen, wozu ja die politische Vertretung der Rechtsidee ausreichende kritische Gelegenheit gibt, aber gegen die Sittlichkeit als solche sich aufzulehnen ist für beide Selbstüberhebung. Darnach mag man abschätzen, was an den bekannten Ansprüchen der Künstlerschaft Wahres und Falsches ist: gewiß ist sittliches und ästhetisches Urteil zweierlei Urteil, aber in seinem Wert für die Gesamtheit wird das Kunstwerk eben doch letzlich auch nach seinem sittlichen *Gehalt* gewertet. Das Sittliche ist das rein Menschliche; und auch das Kunstwerk ist schließlich nur ein Mittel, um dies zur reinen Darstellung zu bringen; die virtuoseste Handhabung der künstlerischen Technik kann den Mangel an innerem menschlichen Gehalt nicht ersetzen.

2. Der politische Liberalismus war es, der als Testamentsvollstrecker des klassischen Idealismus diese Autonomie von Wissenschaft, Recht und Kunst in der großen Oeffentlichkeit durchsetzte gegenüber von der bisherigen staatlichen und kirchlichen Gebundenheit der öffentlichen Meinung. Das ist sein historisches Verdienst. Die Folge dieses Sieges — einer der positiven Errungenschaften des Jahres 1848 — war aber nichts weniger als eine neue Blüte des klassischen Idealismus. Es trat vielmehr ein völliger Umschwung ein.

Die streng klassische, mit den Namen Kant-Fichte-Schiller-Hegel bezeichnete Richtung hatte den Menschengeist viel zu sehr als selbsttätiges, ja selbstschöpferisches Wesen aufgefaßt, sie hatte das passive, empfängliche Element in ihm, das doch allen Stoff, auch denjenigen für das Geistesleben liefert, fast ganz ignoriert und infolge davon die Abhängigkeit alles menschlichen Geisteslebens von natürlichen und sozialen Bedingungen so gut wie gar nicht beachtet. Andere, von Goethe, Schelling, Schleiermacher vertretene Richtungen machten zwar hierin nicht mit, opponierten auch dagegen vom ästhetischen, psychologischen, religiösen Standpunkt aus, waren aber doch selbst viel zu sehr im allgemeinen Idealismus (oder auch Klassizismus) befangen, um jene Einseitigkeit aufwiegen zu können. Noch weniger war hiezu die künstlerische und religiöse Romantik imstande mit ihrer einseitig stimmungsmäßigen Lebensauffassung. So war der Rückschlag unausbleiblich.

3. Die Wissenschaft, das Recht und die Kunst, sobald sie ihrer Autonomie sich bewußt und froh geworden waren, ließen alle idealen und philosophischen Prinzipienfragen, mittelst deren sie eben erst ihr Recht in der Oeffentlichkeit sich erstritten hatten, fahren und gingen völlig in ihrer stofflichen gegenständlichen Arbeit auf.

a) Die Wissenschaft spricht sich zunächst in bewußter Weise die schöpferische Fähigkeit ab; aus dem Ideal des schöpferischen Denkers wird das des Forschers in Natur und Geschichte. Die Wissenschaft wird rein beschreibend. Durch diese Selbstbeschränkung gewinnt sie eine Menge eingehender solider Kenntnisse auf allen Gebieten der erfahrbaren Wirklichkeit, sie wird auch vor

allem in der mathematisch-mechanischen Naturwissenschaft unmittelbar fruchtbar für die wirtschaftliche Kultur. Aber bei solchem Betrieb will die Erscheinungs- und Erfahrungswelt eben immer nur äußerlich erklärt, nicht aber einheitlich und innerlich begriffen werden und darum bleibt der Stoff Meister, der zersetzende Verstand gewinnt es über den zusammenfassenden zentralisierenden Geist und die Wissenschaft steht am Rande des Materialismus.

b) Die Kunst — soweit sie wieder in die Bahnen der Romantik einlenkt, schließt sie sich selbst von der unmittelbaren Bewegung der Geister aus und kommt wesentlich als Reaktionserscheinung gegen diese in Betracht — die Kunst gewinnt durch die neue stofflich-naturwissenschaftliche Richtung ebenfalls eine Menge technischer Ausdrucksmittel und gewinnt dadurch an Fähigkeit auch die alltägliche Wirklichkeit ästhetisch zu durchdringen, woran es den Klassikern doch in hohem Grade gefehlt hatte. Allein der ausgesprochene Mangel an jedem geistigen Ideal, die Freude an der häßlichen, ja gemeinen Seite des Lebens zeitigt hier nicht weniger unsympathische Erscheinungen als es die Auswüchse des wirtschaftlichen Liberalismus waren.

c) Eine nicht weniger akute „Verweltlichung" erlitt der Rechtsgedanke, wie er den Klassikern vorschwebte (Schiller, Fichte, Uhland). Infolge der traurigen Erfahrungen des Jahres 1848 und der Folgezeit verwandelt sich der „Kampf ums Recht" in einen immer bewußter werdenden Kampf um die Macht, sowohl auf nationalem Gebiet — hier unter Führung Bismarcks[1]) — als auch auf dem wirtschaftlichen und sozialen — hier unter Führung einseitig manchesterlicher und sozialistischer Theoretiker. Das deutsche Volk sucht den Vorsprung, den die andern Völker auf dem Gebiete der nackten Interessenpolitik seit Jahrhunderten voraushaben, mit bewußter deutscher Gründlichkeit hereinzuholen.

Der Staat selbst gründet ausgesprochenermaßen seine Existenz auf den nationalen und wirtschaftlichen Egoismus — weiß man doch, daß der Egoismus die weitaus stärkste Triebfeder der

1) Die Notwendigkeit und Unumgänglichkeit von Bismarcks Vorgehen angesichts der politischen Sachlage soll damit in keiner Weise in Zweifel gezogen werden.

Arbeit bildet! Nur darf man sich nicht darüber wundern, wenn dieses Prinzip in der breiten erwerbenden Volksmasse einen Widerhall findet, der einem schließlich doch unheimlich wird. Die Schrankenlosigkeit der Konkurrenz, die mit dem Fallen aller staatlichen und zünftlerischen Fesseln eintritt, verführt zunächst zu aller möglichen Unsolidität im Erwerb (unreelle Augenblicksgründungen, billiger Schund statt preiswerter Arbeit); sodann bringt sie aber auch zwischen die wirtschaftlich führende und die wirtschaftlich geführte Klasse einen unüberwindlich scheinenden Gegensatz, denn die letztere muß sich jetzt lediglich als Erwerbsmittel in der Hand der ersteren vorkommen. Der liberale Staat findet es ferner für gut, im selben Augenblick die Volksmasse auch von kirchlicher Religion und Autorität zu emanzipieren und so mit den äußeren Banden auch die inneren sittlichen, wenn nicht aufzulösen, so doch zu lockern — kein Wunder, wenn jetzt im geselligen Leben die platteste ödeste Genußsucht sich breit macht, im öffentlichen, politischen und rechtlichen Leben aber das laut gepredigte Mißtrauen, vor allem die Hetze der geführten Volksklassen gegen die führenden die Herrschaft antritt. Staatliche und kirchliche Fürsorge zusammen mit privater Vereinstätigkeit können dem bis heute nur ein schwaches Gegengewicht bieten. Auch anderweitige Annäherungsversuche müssen zunächst scheitern.

Das zweite Erbe der neuen Politik, von Bismarck gewiß nicht gewollt, aber mit veranlaßt, ist der nationale Chauvinismus, der ein ebenso bequemes als geistloses, freilich von unseren Nachbarnationen noch in ungleich stärkerem Maße ausgebeutetes, politisches Agitationsmittel darstellt und dem gewisse halbwissenschaftliche Strömungen, Rassentheorien und ähnliches bedenklichen Vorschub leisten.

4 und 5. Klassische und religiöse Lebensauffassung.

4. Wem ist nun die Schuld an diesem Abfall zuzuschreiben? Nach allem Bisherigen trägt der klassische Idealismus ein gut Teil der Schuld selbst, sofern er in ikarischem Hochflug sich selber überstiegen hatte und nun durch sein Schicksal seinen drei legitimen Kindern, der Wissenschaft, dem Recht, der Kunst es selber

nahelegte, sich an die Bedingungen zu erinnern, an welche alles Dasein — auch das des Ideals — auf dieser Erde geknüpft ist. Allein diese notwendige Selbstbesinnung wurde, wie es bei dieser abwärtsführenden Denkrichtung naheliegen muß, allmählich immer mehr zu einem sich gehen lassen, die berechtigte Forderung der Neuzeit, aller Arbeit, auch der geistigen gegenständliche, fruchtbare und greifbare Ziele zu geben, führte zu einem Materialismus der Gesinnung, die sich nun eben auch in der rein materiellen Auffassung von Natur und Menschenleben durch Kunst und Wissenschaft gefiel. Letztere hörten aber damit auf, der Gemeinheit des alltäglichen Daseins ein Gegengewicht zu bieten; die Wissenschaft ließ ihren kritischen Empirismus plötzlich in platten Materialismus umschlagen; der Rechtsgedanke, der einst dem Volk die politische Selbstbestimmung zugesprochen, gab vollends sich selber preis, als er sich zur nackten Interessenpolitik verflüchtigte. Und — wie es zu gehen pflegt — je mehr man des idealen Grundes der Autonomie von Wissenschaft, Recht und Kunst vergaß, desto mehr wurden diese sich Selbstzweck; die Wissenschaft gefällt sich zeitweilig in unfruchtbarer Detailkrämerei, die Kunst sucht mehr Anstoß zu geben durch Darstellung des Häßlichen, ja Gemeinen als Erhebung und Erbauung durch Darstellung des Schönen. Ersteres ist freilich auch leichter. Alles in allem: Wissenschaft, Recht und Kunst waren sehr stolz auf ihre neugewonnene ideale Autonomie, allein in diesem freudigen Stolz haben sie die von derselben gestellte Forderung, deren Erfüllung doch eben Voraussetzung dieser Autonomie ist, teilweise mißachtet, teilweise aber auch, was noch schlimmer ist, mit falscher Münze zu bezahlen versucht[1]).

So blieb das Leben der unmittelbaren Gegenwart ohne alle idealen Faktoren, und wer ohne solche nicht leben mochte, mußte sie wieder da suchen, wo sie bisher ohne Berührung mit der großen Geistesbewegung, ja zumeist unter bewußter Ablehnung eines Kompromisses mit ihr, ein stilles Dasein gefristet, nämlich bei der Religion; man ging also wieder in die Kirche. Aber: Wissenschaft, Recht, Kunst sollen ihre Autonomie behalten; kein

1) Damit soll natürlich die subjektive Wahrhaftigkeit eines Strauß, Büchner, Häckel u. a. nicht in Zweifel gezogen werden.

ernst zu nehmender Mensch kann willens sein, sie neuerlicher Bevormundung durch den Staat auszusetzen oder sie dem Schoß der Kirche, dem sie einst entsproßt, zurückzugeben. Haben sie auch den Vater, den klassischen Idealismus z. T. schnöd verleugnet, er läßt sie doch nicht mehr ans mütterliche Gängelband fesseln. Durch diese Sachlage ist nun aber auch die öffentliche, d. i. die kirchliche Religion, in die Notwendigkeit versetzt, ihr eigenes religiöses Lebensideal neu zu bestimmen und es zum klassischen in ein klares Verhältnis zu setzen. Beginnen wir mit dem letzteren!

a) Das klassische Lebensideal wird am besten bezeichnet als das des Humanismus: es will alle in der Menschenseele liegenden Keime entwickeln, den Menschen erst zum vollen Menschen machen, ihn dadurch erst recht zu sich selber bringen, ihm erst das Gefühl seiner wahren Würde geben. Das Wesen des Menschengeistes aber wurde, wie gezeigt, fast ausschließlich in seine Aktivität, seine selbstschöpferische Kraft gesetzt. Nun ist gewiß der aktive, d. h. der sittlich freie, selbsttätige Wille das ideale Ziel des Menschen, aber ein rein aktives Wesen kann der Mensch seiner Natur nach niemals werden; ist er doch einmal nicht Schöpfer sondern Geschöpf. In Wirklichkeit kommt der Mensch deshalb niemals von seinem Gefühlsgrund los, und dieser bringt ihm immer wieder seine natürliche und soziale Gebundenheit handgreiflich zum Bewußtsein. Was auf dem Weg geistig-sittlicher Selbsttätigkeit, Selbstzucht und Selbstbildung erreicht werden kann, ist also nur, daß die Reaktion gegen diese im Gefühl empfundene Abhängigkeit nicht eine dumpf instinktive und roh egoistische bleibe, sondern mehr und mehr eine geistig freie und universale werde. Aber der Quellpunkt alles, auch des höchstentwickelten Geisteslebens, wird immer im Gefühl liegen und zwar an der Stelle, wo Instinkt und Trieb, Leidenschaft und Affekt sich zur Aeußerung drängen. Und dies immer neu quellende, unmittelbare Gefühls- und Triebleben läßt sich niemals von dem gegenständlich gewordenen, reflektierten, auf Schrauben gestellten Geistesleben verdrängen noch sich dadurch ersetzen. Es erscheint ihm gegenüber keineswegs als ursprüngliches, schöpferisches, vielmehr als künstliches,

gemachtes. Das Vorstellungsleben und der Wille haben ihm gegenüber nur die Funktion, die verschiedenen sinnlichen und geistigen Gefühle gegen einander abzuwägen und den geistig sittlichen den Vorzug zu geben vor den sinnlich egoistischen. Aber die ersteren wollen zuvor wirklich als Gefühlswerte empfunden sein, ehe sie tatsächlich die Schätzung erlangen, die ihnen gebührt. Sonst sind sie nicht echt. Alle wirklich wertvolle geistige Arbeit (abgesehen von der bloßen Empirie und Technik), besteht demnach in der Weckung geistig sittlicher Gefühle.

Diese Weckung ist gewiß geknüpft an die selbsttätige Arbeit des Denkens und Wollens, aber sie geschieht doch durchaus auf dem Boden des Gefühls; bleibt sie über demselben, erreicht sie den Grund des Gefühls nicht, so wird sie faktisch unwirksam, wird bloße Scheinarbeit, geistige Dressur, die sich durch den schließlichen unausbleiblichen Rückfall ins Gemeine als Schwindel entpuppt. Daher der Name Bildungsschwindel. Was vom Gemüt nicht rechtmäßig erworben worden ist, das kann auch der Wille hernach nicht von sich aus geben, was nicht im Menschenherzen selber, d. h. in den Tiefen des Gemütes erlebt und erzeugt worden ist, das kann auch nicht aus ihm heraus. Den sinnlichen Trieben und Instinkten muß Schritt für Schritt der Boden abgerungen worden sein von den geistigen Gefühlswerten, den egoistischen von den universal gerichteten. Der Wille ist mithin immer nur soviel sittlich frei, als das Gefühlsleben, auf dessen Grund er sich selber erfaßt, vergeistigt ist. Die geistige Freiheit muß als das Höhere empfunden worden sein gegenüber von der sklavischen Lust der Sinnlichkeit, die Liebe als das Höhere gegenüber von jeder Art des selbstischen Genusses.

Insbesondere aber ist jede außerordentliche Willensanspannung nur möglich auf Grund einer ebenso andauernden, außerordentlichen Gefühlserhebung, jenes „Muß", das die Größen der Religion, einen Jeremia, Franziskus, Paulus, Luther, auch Jesus selbst bei ihrem Werke trieb, war nicht der Ausdruck eines Willensvorsatzes, einer reflektierten Bestrebung, sondern der Ausdruck eines im innersten Gefühl erlebten geistigen Zwanges, einer Angst um die eigene Seele. Und erziehbar ist auch der homo communis

(der Alltagsmensch) nur so viel, als sein Gefühlsleben sich vergeistigen läßt.

b) Vergeistigung, Versittlichung des Selbstbewußtseins, d. h. des Selbstgefühls ist aber gar nichts anderes, als was das Christentum von jeher als Lebensprogramm für jeden Menschen aufgestellt hat; Bekehrung, Erneuerung, Wiedergeburt sind nur andere Worte dafür. In ausgesprochenster Weise will es an Stelle des „Fleischesmenschen" den „Geistesmenschen" setzen, an Stelle der sinnlich selbstsüchtigen Existenz die sittlich universal gerichtete Existenz. Mit dieser Gesamtforderung, mehr noch aber mit ihrer Sicherstellung durch die letzte und höchste Lebensmacht, durch Gott, hat die christliche Religion in ihrer evangelischen Fassung dem klassischen Idealismus einen Unterbau anzubieten, den dieser nicht ohne weiteres von der Hand weisen darf. Ja, will er seinem Ideal nichts vergeben, so muß er sie direkt zu Hilfe rufen. Denn der Beweis ist nun eben durch die tatsächliche Entwicklung von Wissenschaft, Recht und Kunst nicht erbracht worden, daß sie von sich aus die Idee des Wahren, Guten und Schönen zum Siege führen werden. Einmal war, wie gezeigt, der Sturz ins Gemeine auf allen drei Gebieten groß und die Erhebung daraus ist noch auf keinem Gebiet völlig gelungen, nicht einmal auf dem ernsthaftesten von den dreien, dem der strengen Wissenschaft. Je mehr sie sich, wie das zur Zeit geschieht, auf die empirisch-kritische Forschung beschränkt und damit ihr eigenes Ideal verkürzt, desto weniger ist sie imstande, einen idealen Faktor im Volksleben selbst darzustellen. Dazu steckt sie doch noch viel zu sehr im Stoff. Oder: Soll die dermalige politische Vertretung des Rechtsgedankens jenen idealen Faktor bilden? Ja, hört man die Sozialdemokratie, so wäre sie das einzige ideale, was es noch im Volksleben gibt. Aber das glauben wir ihr eben nicht ganz. Oder soll das, was von Kunst heutzutage vor und unter das Volk kommt, die Sache des Ideals vertreten? Das wird doch niemand im Ernst behaupten wollen.

Gewiß: jene drei Ideen machen den restlosen Inhalt des gesamten geistig sittlichen Lebens aus, wie das unsere Dichter und Denker uns so schön veranschaulicht und bewiesen haben; was

aber nur die Religion beweisen kann und nicht Wissenschaft, nicht Recht, nicht Kunst, daß ist, daß diese Ideen nicht ein bloßes, oft schuldig gebliebenes, oft nur mühsam herausgequältes, wenn nicht gar mit falscher Münze bezahltes „Soll" darstellen, sondern wirklich die geistige Existenz des Menschen überhaupt ausmachen, die geistige, d. i. die einzig wirkliche Existenz, für die es den Gottesmännern nicht zu viel war, die irdische Existenz zu opfern. Mit diesem Opfer bewiesen sie, daß es sich in der Frage des Ideals eben nicht bloß um eine mehr oder weniger schöne, anständige Existenzweise des Menschen handelt, sondern um den Menschen selber, seine Seligkeit oder Unseligkeit. Es ist die einzigartige Stärke der Religion, daß in ihr das Ideal wie auf keinem andern Lebensgebiet als unmittelbare wirkliche Existenz (Christus) dasteht, und daß es dann in solcher Reinheit und Hoheit stehen bleibt, wie nirgends sonst. Denn Wissenschaft, Recht und Kunst, die auf dieser Erdenwelt schaffen müssen, sind der Natur der Sache nach beständig in Gefahr, es zu materialisieren und damit von seiner Höhe herabzuziehen. In Gott allein ist das persönliche Ideal zugleich das einzig Reale, das es gibt und ohne das der Mensch gar nicht Mensch ist. Wir denken also: solcher tieferen Begründung und Ergänzung durch die Religion sollte sich der klassische Idealismus nicht entziehen. Er vergibt damit seiner reinen Geistigkeit gewiß nichts; er gesteht nur, daß die von ihm gewollte Welt klaren, aufrichtigen Denkens, rechten, edlen Strebens und schönen Gestaltens nicht möglich ist ohne die elementare Grundlage eines vergeistigten Gefühlslebens, wie es eben nur die Unmittelbarkeit der Religion hervorzurufen imstande ist.

Allein nach allem bisherigen ist doch noch mehr zu sagen. Der klassische Idealismus verlangt auch direkt diese Ergänzung, wenn er an dem obengenannten Primat, der praktischen Vernunft, der Idee des Guten, festhält. Denn der Gott des Evangeliums ist ja gar nichts anderes, als eben dies Gute, das als letzte und höchste persönliche Macht empfunden wird, zu der es kein anderes Verhältnis geben kann, als das absoluten Vertrauens und Gehorsams. Was ist Gott, d. i. die heilige Liebe selbst, anderes als jene reine Sittlichkeit in persönlicher Gestalt? Somit ist echte,

evangelische Religion gar nichts anderes als die Vertretung jener Zentralidee des Guten, der die andern Ideen wie gesagt in ihrer Wirkung auf das Ganze unterstellt sind. So wird es psychologisch auch verständlich, warum in früheren Zeiten die Religion die Gewalt über alle Geistes- und Herrschaftsgebiete überhaupt beanspruchte und ausübte, und warum Wissenschaft, Recht und Kunst willig ihre höchsten Leistungen in ihrem Dienst vollbrachten. Allein jene Zeiten zeigen freilich auch unwiderleglich, daß zwischen idealer Religion und empirisch kirchlicher Religion derselbe Widerstreit obwaltet, wie bei Kunst, Recht und Wissenschaft, daß sie in ihrer, freilich wieder ganz andersartigen Weise ebenso stark und sinnenfällig dem Prozeß der Materialisierung anheimfällt — denn auch der Aberglaube ist im Grund ein Materialismus, und der echte Glaube ist allezeit immer nur der schmale Pfad zwischen Aberglauben und Unglauben gewesen — wie jene drei von Haus aus mehr gegenständlichen Geistesgebiete. Verschärft wird der Gegensatz des Idealen und des empirisch Wirklichen auf dem religiösen Gebiet noch dadurch, daß die Religion viel enger als jene drei freieren Geistesgebiete mit dem bestehenden Recht und der herrschenden Sitte verknüpft ist, daher auch ihre Reinigung — Reformation heißt mans hier — eine ganz andere Sache ist, als etwa eine Blutauffrischung in Wissenschaft, Kunst, Jurisprudenz und auch Politik. Ferner ist die kirchliche Religion von ihrem göttlichen Grunde und Rechte aus gewöhnt, auch solche Forderungen, die in Wirklichkeit nur relative Geltung beanspruchen können, als absolute zu erheben, Fragen der Weltanschauung, mit welcher freilich der Wunderglaube und die ganze Sakramentsmagie verknüpft ist, zu Dogmen und Glaubensbekenntnissen zu stempeln, von deren Annahme oder Nichtannahme gleich Seligkeit oder Unseligkeit des Menschen abhänge. So ist es drum nicht zu verwundern, wenn der klassische Idealismus seines kritischen Ursprungs eingedenk die herkömmliche Religionsübung in seiner Weise angreift, und dringend eine Reinigung und Klärung wenigstens des Zentralen, der religiösen Lebensauffassung selbst verlangt.

c. Jene Bekehrung, die der Christ als Wiedergeburt bezeichnet, weil er sie als göttliche Neuschöpfung empfindet, muß doch wesent-

lich mit als Werk des freien, selbstbewußten Willens gefaßt werden, sonst wäre sie ja reine, göttliche Magie, zauberhafte Verwandlung und damit sittlich wertlos. Damit ist aber weiter gegeben, daß das natürliche Gefühls- und Triebleben, aus dem alles Wollen, auch der sittliche Wille als Wille entspringt, nicht von Anfang an als mit der Erbsünde behaftet abgetan werden darf. Die „Entwürdigung" der menschlichen „Natur" ist der Hauptanstoß, den unsre Klassiker am herkömmlichen Christentum genommen haben. Es kann sich in Wirklichkeit auch bei der Bekehrung nicht um eine Unterdrückung derselben handeln, sondern nur um eine Umwandlung, besser noch um eine Veredlung, wobei auf den für sich allein freilich unfruchtbaren wilden Stamm ein edles Reis aufgepfropft wird — religiös gesprochen: das Wort Gottes, klassisch geredet: das Ideal — wobei letzteres aber doch erst durch den von jenem einströmenden Saft und Trieb seine Lebensfähigkeit und Fruchtbarkeit erhält. Und wie bei der Bekehrung des Einzelmenschen, so ists bei der der Gesamtmenschheit durch die göttliche „Offenbarung". Mit dem Hinweis auf diese Tatsache hat der klassische Idealismus zweifellos Recht gegenüber von einem asketischen Christianismus und einer durchs Herkommen geheiligten Kirchensprache, die eben nicht an der Wirklichkeit orientiert ist. Er hat damit auch bei allen, die ihr natürliches Empfinden nicht dem Herkommen geopfert haben, bereits gesiegt. Liegt es doch auf der Hand, daß die Lebendigkeit und Frische des natürlichen Instinktes sich schlechterdings nicht ersetzen läßt durch reflektierte Willensanstrengung. Letztere kann und soll vielmehr den ersteren bloß wecken und anregen. Von des Gedankens Bläße angekränkelte Religion ist unfruchtbare Klosterreligion; es ist nichts damit, „auf den Trümmern des Instinkts die Tugend aufbauen zu wollen". Das gibt eine verlogene Heiligkeit, jene spezifische Tugend, welche die offizielle Religion immer und immer wieder verhaßt und verächtlich gemacht hat. Alle lebendigen großen Geister haben für Gottes Sache mit aller nur denkbaren, natürlichen Lebhaftigkeit und instinktiver Frische gestritten — ein Beweis, daß es sich beim religiösen Ideal nicht um Unterdrückung der Natur, vielmehr nur um richtige Leitung des natürlichen Empfindungs- und Trieblebens handelt. Und jedem älter

werdenden drängt es sich auf, daß er all die Lust und Frische, die er einst dem jugendlichen Spiel entgegenbrachte, nicht etwa unterdrücken solle, sondern zusammenfassen, konzentrieren auf das Berufswerk seines Lebens. Wenn uns also noch heutzutage auch in besseren religiösen Blättern und Büchern die Anschauung entgegentritt, das Christentum fordere Ueberwindung der Natur, Abstreifung des Naturhaften in uns, so sagen wir: Nein! es handelt sich nur um ein Finden der echten gesunden Richtung unsres natürlichen Fühlens und Strebens, die mit der göttlichen Lebensrichtung wesentlich eins ist, allerdings unter beständiger Bekämpfung der sich immer hervordrängenden ungesunden und falschen. Die sinnlich selbstsüchtige Peripherie unsres Daseins, das Tierische in uns, das die ganze Breitseite unsres Lebens ausmacht, soll in den Dienst des geistigen Zentrums gezwungen werden. Dies ist das sittlich religiöse Lebensprogramm des Evangeliums wie des klassischen Idealismus.

Auf diesem Wege und nur auf diesem können der klassische Idealismus und die evangelische Religiosität zu innerer Versöhnung und gegenseitiger Anerkennung gelangen. Die Religion bleibt die zentrale, geistige Lebensmacht selbst, deren Kraft in erzieherischer Hinsicht der klassische Idealismus nichts an die Seite zu stellen hat. Denn nur in ihr ist die sittliche Forderung des Wahren, Guten und Schönen zur selbstverständlichen geworden, der sittliche Lebensnerv ist in ihr am unmittelbarsten lebendig, das Ideal steht in unwandelbarer Reinheit über der gemeinen Erdenwirklichkeit, indessen es durch die Arbeit von Wissenschaft, Recht und Kunst in die Peripherie des Lebens eingeführt wird, wo es dann immer auch Verunreinigung erdulden muß. Andererseits bleibt die Religion ohne jene gegenständliche Arbeit unfruchtbar, denn das Ideal soll doch nicht bloß in festlicher, kultischer Feierlichkeit angeschaut und verehrt, sondern auf dieser Erdenwelt so viel als möglich verwirklicht werden. Sonst kann sich das Christentum der furchtbaren Anklage auf unfruchtbare Transzendenz nicht erwehren. Der klassische Idealismus ist es drum, der die ganze Fülle des wirklichen, sittlichen Lebensinhaltes bei-

bringt, die Religion gibt ihm ihrerseits den tragenden Grund und sein sicheres Ziel, damit auch erst den vollen Ernst und Halt. Gemeinsam muß beiden sein der eigentliche Nerv alles wahrhaften Geisteslebens: die Ehrfurcht vor dem Wirklichen und die Versöhnung mit ihm in der sittlichen Erhebung über das Gemeine und in der religiösen Ergebung in das, was getan und getragen sein muß.

Einzelne besonders strenge Vertreter des klassischen Idealismus haben indessen die ihnen von religiöser Seite angebotene Unterbauung ihres Standpunkts z. T. mit Entrüstung zurückgewiesen. Zu ihnen gehört u. a. der Marburger Professor Natorp. Er meint, in der religiösen Erhebung (Andacht, Gebet, gottesdienstliche Feier) werde nur das im Ueberschwang des Gefühls vorweggenommen, was die menschliche Kultur in strenger, geduldiger Arbeit schaffen müsse. Im „Jenseits" werde nur das als erfüllt angeschaut und im voraus genossen, was in Wirklichkeit nur das Resultat ernster, sittlicher Arbeit an sich selbst und an der Kulturmenschheit sein könne. Die einzige ehrliche Aufgabe der Religionsübung sei daher dies sittliche Ideal dem Menschen stets lebendig und gegenwärtig zu erhalten. Natorps Standpunkt krankt aber an einer Ueberspannung der menschlichen Selbsttätigkeit in der obengezeichneten Richtung Fichtes. Der Mensch von Fleisch und Blut bedarf eben nicht bloß einer Vergegenwärtigung, sondern auch einer wirklichen Sicherung seines sittlichen Ideals, die ihm eben nur die Religion zu bieten imstande ist.

5. Allein nun erhebt sich auch die andere Frage: kann und darf das Christentum ohne weiteres die Hand zur Versöhnung bieten, kann es eine Lebensauffassung zulassen, deren Ausgangspunkt die grundsätzliche Anerkennung der Autonomie des Menschengeistes ist? Antwort: Ja, wenn wirklich unter diesem Menschengeist nicht der gemeine empirische, sondern der ideale verstanden wird. Letzterer ist doch wohl nichts anderes, als was der Christ mit dem „Ebenbild Gottes" meint, wonach der Mensch geschaffen sei. Besinnt der Mensch sich wirklich auf sich selbst, steigt er auf den Grund seines Herzens hinab, so

stößt er dort auf seine eigenen, ewigen Grundgesetze, eben jene Ideen, die sich nun ebenso menschlich anfühlen, als sie dem Christen von Kindheit auf als erhabene, göttliche Heiligkeitsgesetze erschienen sind. Göttliches und Menschliches eint sich nun. Ein Raffael malt göttliche und menschliche Schönheit in einem Angesicht. Freilich die Dissonanz macht sich immer wieder fühlbar:

„Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt
dem Menschen nur die bange Wahl,
Auf der Stirn der hohen Uraniden leuchtet
ihr verklärter Strahl."

Daß man aber auf die Tatsache dieser Dissonanz, religiös gesprochen der Sünde, rein menschlich gesprochen: dieses steten Abfalls des Menschen von seinem wahren Ich, das Christentum heute noch als eine grundsätzlich heteronome (fremd-gesetzliche) Religion auszugeben wagt, dieses Mißverständnis sollte auf protestantischer Seite nicht mehr für möglich gehalten werden. Wenn der Papst die autonome Religion, Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunst verflucht und die römisch-katholische Wissenschaft ihm darin folgt (wie z. B. der Prager Professor Willmann mit seiner wüsten Verketzerung Kants), so läßt sich das begreifen, man fürchtet ja für die eigene Macht und Existenz, aber auf evangelischer Seite sollte man darüber klar sein, daß eine heteronome Religion nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als Dienst eines dem Menschen selbst wesensfremden Gottes, d. i. Götzendienst. Protestantismus bedeutet Autonomie des religiösen Gewissens, das Einigung, Versöhnung mit seinem, keinem fremden Gotte sucht, von dem es seiner Natur nach gar nichts wissen könnte. Das Evangelium mag dem verirrten und verblendeten Menschengeist noch so oft als fremdes Joch (Heteronomie) erscheinen, geht es ihm einmal in seiner wahren Bedeutung auf, so muß es ihm im selben Augenblick als Wiedererlangung seiner Autonomie und Freiheit, als Rückkehr zu seiner wahren eigensten Natur erscheinen. Das Göttliche ist gleich dem wahrhaft erkannten Menschlichen; ist dem nicht so, so sind Worte wie: „Kindschaft Gottes", „Ebenbild Gottes", Phrasen ohne allen Hintergrund. Der autonome Mensch ist der, der sich selbst ein Gesetz ist, der nicht von äußeren sinnlichen, son-

dern von inneren geistigen Motiven — und dies sind erst wirklich seine eigenen — geleitet wird und das ist doch wohl Theonomie, göttliche Lebensart.

Gewiß ist beim gemeinen Menschen immer die Gefahr vorhanden, daß die ihm zugesprochene Autonomie in Anomie (Ungesetzlichkeit) umschlägt; hier liegt aber ein Betrug des Fleischesmenschen vor, der für sich in Anspruch nimmt, was nur dem Geiste zugesprochen war. Diese leidige Tatsache hat aber z. B. den Apostel Paulus keineswegs dazu verleitet, das Wort von der Freiheit der Kinder Gottes und von der Aufhebung des Gesetzes, d. i. der Heteronomie, wieder zurückzunehmen, weil etliche Gemeindeglieder in Galatien und Korinth es fleischlich mißbraucht hatten. Es ist auch eine falsche Pädagogik, die das tun will, denn so viel Unfug der jugendliche Mensch mit Worten treibt — dieselbe Jugend, der man durch falsche Gesetzlichkeit ein fremdes Joch auflegt, rächt sich für diese Unwahrhaftigkeit in ganz anderer Weise. Das Mißtrauen ist rasch bei der Hand; nur dadurch, daß diese Forderungen als solche des ureigensten sich selbst recht verstehenden Menschengeistes auftreten, verlieren die Forderungen des Wahren, Guten und Schönen den aufdringlichen und lästigen Charakter, den sie während der langen Erziehungszeit oft annehmen müssen. So aber, wenn ihnen der Charakter der Autonomie gewahrt bleibt, werden sie mehr und mehr als die innersten zentralen Lebenstriebe des Menschen empfunden, die freilich nicht rasch aufschießen wie das allezeit lebenslustige Unkraut, die vielmehr lange im Herzensgrund gehegt und gepflegt sein wollen, oft genug auch von mütterlicher und väterlicher Hand verteidigt sein wollen, bis sie stark genug sind, ihrer Feinde sich selber zu erwehren. Der Dienst des Idealen ist dann nichts anderes mehr, als die Herausarbeitung des wirklich Echten in unsrer Natur, des eigentlich Menschlichen in uns, das in seinem Kern das Göttliche ist. Dies Gefühl zu wecken ist doch auch das Bestreben einer spezifisch evangelisch christlichen Erziehung; sieht ein Vater bei seinem Sohn das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit in dem bezeichneten Sinne aufkeimen, so kann er ihm getrost die Zügel der Erziehung mehr und mehr überlassen. Sollten in diesem Kardinalpunkt nicht evan-

gelischer Sinn und klassischer Idealismus einig sein?

Gewiß gegen die Auflösung in „klassischen Idealismus" muß sich die evangelische Religiosität entschieden wehren; denn die sittliche Autonomie und Freiheit ist nur die eine Seite ihres Wesens. Die andere aber, *der Religion ursprünglich eigentümliche* liegt auf der passiven Lebensseite des Menschen, die er eben nicht selbständig und frei zu gestalten vermag, die er vielmehr als göttliche Fügung in Ergebung hinnehmen soll. Es betrifft das all die natürlichen sozialen und geschichtlichen Bedingungen seines Daseins, alles das, wonach er, um mit Schrempf zu reden, einfach „gelebt wird". Allein diese zweite Seite, die eigentlich religiöse, stimmt mit der ersteren völlig überein, denn unser evangelischer Heilsglaube geht eben dahin, daß alles, was der gläubige Mensch erfährt, zur Weckung und Stärkung seines wahren Selbst führen muß, d. h. zur Förderung seiner sittlichen Aktivität, zur Erhöhung seiner sittlichen Spannkraft, wenn er es auch nicht gleich aufs erste Mal so versteht. Entbehrungen und Leiden sind zum Wachstum des inwendigen Menschen nötig (vergl. das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus), ohne sie wird aus dem Menschen eben nichts Rechtes. So versöhnt sich der Gläubige auch mit dem, was unter ihm ist (Goethe), indem er alles auf die Erhöhung seiner sittlichen Persönlichkeit, nicht auf sein äußeres Wohlergehen bezieht. Bei den harten Proben aber, die der Glaube im Leben durchzumachen hat, wäre es nur angezeigt, wenn der klassische Idealismus offen eingestünde, daß er sich im Leben nur schwer zu behaupten vermag, ohne diese Grundlage des evangelischen Glaubens und der ihm entspringenden spezifisch religiösen Tugenden der Demut und Geduld. *Die höchste sittliche Erhebung ist nur möglich auf dem Grund der religiösen Ergebung.* Beide erfordern und ergänzen einander gegenseitig. Nur so kommt es zu einer wirklichen sittlich religiösen persönlichen Gesamtexistenz.

6. Gebietsbestimmung für das sittlich religiöse Lebenszentrum einerseits und für die peripherischen Geistesgebiete: Wissenschaft, Recht und Kunst andererseits.

Lassen wir nun zum Schluß die gen. drei Kinder ihre Forderungen stellen auf Grund der ihnen vom klassischen Idealismus zugesprochenen und vom modernen Geistesleben behaupteten Autonomie. Die Konsequenzen für die Mutter, die Religion, werden sich hieraus von selbst ergeben.

1) In Fragen der Wahrheit erklärt sich die Wissenschaft für allein kompetent, insofern als sie das sich selbst Widersprechende in der Vorstellungswelt des Menschen nicht duldet, und erklärt für die innere Einheit und Gesetzmäßigkeit unsrer Gedankenwelt allein sorgen zu wollen. Hierdurch aber kommt sie in Konflikt mit dem religiösen Wunderglauben, nicht sofern die Religion die Sache des einheitlich schöpferischen Gottesgeistes vertritt — hier hat auch die Wissenschaft nur anzuerkennen — wohl aber sofern der religiöse Glaube von seiner Vergangenheit her die Neigung überkommen hat, Gott selbst in vereinzelter, sprunghafter und daher naturwidriger Weise in die Welt eingreifen zu lassen und damit die Geschlossenheit des Schöpfungsganzen aufzuheben. Hiemit mutet er aber dem Menschengeiste zu, die eigene innere Einheit, d. h. sich selbst preiszugeben. Das Wunder im althergebrachten Sinn sprengt nicht bloß den Naturzusammenhang, sondern die Bedingungen unsrer eigenen geistigen Existenz. Wer drum nicht den Mut hat, das konsequente einheitliche Denken einfach als Sünde zu bezeichnen, kann daher als Christ recht wohl der materialistischen Naturauffassung, nicht aber der nüchternen, kritischen Forschung böse sein. Für die Gegenwart hat ja der Protestantismus längst auf das Wunder verzichtet, nur für Vergangenheit und Zukunft der göttlichen Offenbarung hält er es noch aufrecht. Allein wer für den Gang der sittlichen Ordnung in der Geschichte ein offenes Auge hat, wird nicht zugeben, daß Gott sich etwas vergebe, wenn er sich auf dem Weg der sogenannten immanenten inneren Entwicklung offenbart, statt auf dem des sprungweisen Eingreifens

von außen als deus ex machina. Denn nur bei ersterer Anschauung wird der Knoten wirklich aufgelöst, beim Wunder alter Ordnung wird er immer nur zerhauen. Hier hat die Wissenschaft zweifellos eine reinigende Aufgabe in Beziehung auf das religiöse Vorstellungsleben selbst. Damit wird freilich die ganze Stellung des Christen zur Erdenwirklichkeit und die ganze Lebensauffassung eine andere. Fällt jene göttliche Wunderwelt dahin, so wird umgekehrt auch der Tod nicht länger mehr als eine von außen über die Menschheit verhängte göttliche Strafe — als negatives Wunder — angesehen werden, wenn er auch immer noch als der Stachel der Sünde empfunden wird und zugleich als stärkster Antrieb, das kurze Erdenleben mit ewigem Gehalte zu füllen. Aber das ganze Verhältnis zum Leben überhaupt, seinen Bedingungen, Aufgaben und Gütern wird ein anderes, ein positiveres, ein versöhnteres, als es bei der mittelalterlich asketischen und auch noch der orthodox pietistischen Lebensauffassung war. Diese veränderte Stellung ist durch die Wissenschaft geistig angebahnt worden; in die Wirklichkeit übersetzt wurde sie durch eine scheinbar ganz andersartige Bewegung, nämlich durch die neue Stellungnahme zum Rechtsgedanken, zur Politik, die sich in vielen evangelischen Kreisen unter dem Namen der christlich oder evangelisch sozialen Bewegung vollzog. In ihr hat sich nämlich bei diesen Kreisen die Erkenntnis der natürlichen und sozialen Bedingungen durchgesetzt, an die für den Menschen eine sittliche Lebensführung geknüpft ist: ohne menschenwürdige äußere Existenz ist es für die Masse tatsächlich unmöglich, dem sittlich religiösen Gedanken Folge zu geben, denn wer sich wirtschaftlich nur als Ware geschätzt und behandelt sieht, dem fehlt auch die sittliche Selbstachtung, welche die allererste Voraussetzung jeder sittlich energischen Lebensführung ist. So ist auch in religiösen Kreisen der Boden vorbereitet zur Anerkennung des zweiten Faktors in der modernen Geisteswelt, nämlich

2) der Autonomie des rechtlichen Lebens, welches eben jene äußeren Bedingungen für ein von *sittlichen Motiven* beherrschtes menschliches Dasein herstellen soll. Es erhebt die Forderung, daß auch der religiöse Mensch sein wirkliches, — freilich nicht bloß vermeintliches — Lebensinteresse vertreten dürfe mit

allen geistig und sittlich erlaubten Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, vor allem auch auf dem Weg der Politik, nur daß er auch hier des Spruches nicht vergesse: Ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was des andern ist.

Jene Worte: christlich, evangelisch sozial haben demnach freilich ihre Bedeutung zunächst nicht auf dem politischen Gebiete selbst, wohl aber, was das Kaisertelegramm vom Jahr 1896 wohl nicht bedachte, auf dem religiösen Gebiet, auf dem sie wie gezeigt, eine wesentliche Korrektur vollzogen. Die Vertreterin der Religion, die Kirche, hat auf Grund der neuen Erkenntnis nicht mehr wie früher Recht und Pflicht, die Politik als eine Privatsache der fürstlichen Kabinette hinzustellen, wenn sie selbstverständlich auch nach wie vor Vertrauen predigen wird, wo sie es mit gutem Gewissen kann. Alles weitere könnte in der Zeit der politischen und wirtschaftlichen Selbstbestimmung des Volkes nur Mißtrauen gegen die Religion selber säen, daher auch der Name „evangelisch sozial" mit Recht aus der politischen Parteivertretung verschwunden ist. Denn wer im Namen der Religion auftritt, der tritt mit einem gewissen absoluten Anspruch auf und zu diesem Anspruch paßt eben das politische Leben wie die Faust aufs Auge. Die Politik ist einmal eine rein menschliche Machtfrage — auch da, wo in Wirklichkeit der Gedanke des Rechtes der erste ist — und drum ist sie eine viel zu wechselvolle Größe, viel zu sehr eine Rechnung mit allen möglichen relativen Faktoren, als daß jener Anspruch, mit dem jede im Namen der Religion erhobene Forderung auftritt, hier Aussicht auf die ihr gebührende Beachtung haben könnte. Daher lag das Schicksal der Stöckerischen Parteigründung, auch wenn es persönlich unverdient war, doch in der Natur der Sache. Aber auf kirchlichem und religiösem Gebiet haben jene Namen nach wie vor ihr gutes Recht gegenüber der noch immer mächtigen religiösen Stimmung, als habe der „Untertan" kein politisches Selbstbestimmungsrecht, habe sich vielmehr seiner Obrigkeit als der Stellvertreterin Gottes mit absolutem Gehorsam und Vertrauen zu unterwerfen. Ist es einmal einfache Wahrheit, daß der Mensch doch nur auf Grund einer wenigstens einigermaßen gesicherten Existenz auch zum Bewußtsein dessen gelangt, was er sich selbst

in geistig sittlicher Hinsicht schuldig ist, so hat er damit auch ein sittliches Recht, in diesen Fragen der äußeren Existenz ein Wort mitzureden.

Daß der römische Katholizismus freilich einen Sozialismus im modernen Sinn überhaupt nicht anerkennen kann, liegt auf der Hand. Das einzig Autonome ist für ihn ja die römische Weltkirche, welche jede andere Autonomie, die des modernen Staats wie vollends diejenige des Einzelsubjektes, verfluchen muß. Was der ultramontane Sozialismus ehrlicherweise versprechen kann, ist also nur: möglichste Freiheit von staatlichem Zwang, dazu ein besserer Futterplatz, dafür muß aber der Mensch auf seine geistige Autonomie, zu der nach allem bisherigen doch auch die rechtlich-politische Selbstbestimmung gehört, verzichten.

3) Die Autonomie der Kunst verlangt vom Christen, daß er nicht die religiöse oder gar ausschließlich kirchliche Kunst für die im Grund allein daseinsberechtigte ansehe, vielmehr das ganze Menschenleben, Natur und Geschichte als würdigen Gegenstand der Kunst anerkenne, vor allem aber, daß er alle Kunst an dem ihr selbst eigentümlichen Maßstab messe, nämlich daran, daß sie echt sei, d. h. daß die innere beherrschende Einheit des Geistes auch wirklich ihren Ausdruck gefunden habe in der äußeren Gestaltung und Bildung, im Ton, Wort, Farbe, Stein, daß also nicht fremde, äußerliche oder gar gemeine Motive den Meißel, Pinsel und die Feder regieren. Das Gemeine, das sich durch gefällige Form so oft als „schön" ausgeben darf, soll dann womöglich nicht durch äußere Gewaltmittel, sondern durch ehrliche und energische Kunstkritik in der Oeffentlichkeit unmöglich gemacht werden. Zu diesem Ende darf der evangelische Christ nun freilich etwas mehr Selbstermannung von der Künstlerschaft erwarten, als diese bis jetzt aufgebracht hat!

Wird aber die Religion geneigt sein, auch der modernen Kunst eine kritische Wirksamkeit ihr selbst gegenüber zuzugestehen? Gewiß ist das Gefühl, das im ästhetischen Urteil lebendig wird, ein ganz anderes als das religiöse Gefühl — nur im letzteren handelt es sich ja um die innere Existenz des Menschen selbst, beim ersteren nur um seine äußere mehr oder weniger ansprechende

Existenzweise — und doch werden wir dem ästhetischen Kritiker auch ein Urteil über echte und unechte Religiosität zuerkennen müssen, wenn er wirklich natürlichen Sinn für echtes oder unechtes Gefühl überhaupt hat, für ursprünglich Empfundenes und für mehr oder weniger aufrichtig und künstlich Nachempfundenes. Denn das erstere wird in seinem Ausdruck ganz von selbst, ohne es zu wissen und zu wollen, auch ästhetisch seine innere Gewalt beweisen (z. B. die Schriften des neuen Testaments, der Propheten u. a.), während das letztere eben auch in dieser Beziehung sich mit dekorativen Nachhilfen begnügen muß und eben damit auch die mehr oder weniger mangelnde innere Wahrhaftigkeit dokumentieren wird.

Es hat nun freilich nicht den Anschein, als ob die dermalige kirchliche Religiosität sich diese dreifache Kritik sehr zu Herzen gehen ließe. Und — leider müssen wir das zugeben — sie hat bei dem dermaligen Stand des geistigen Lebens nur allzuviel Grund, gegen jene Einreden vorsichtig zu sein. So lang die Vertreterin der Idee des Wahren, die Wissenschaft, lediglich kritisch-empirisch orientiert ist, so lang sie ihren letzten Beruf, der Menschheit ein einheitliches geistiges Weltbild zu geben — daß wir damit keiner Art von oberflächlichem Monismus das Wort reden, ist wohl selbstverständlich — kaum noch als ideales Ziel gelten läßt, so lang hat sie auch selbst viel zu wenig sachliches Interesse, um in solchen Fragen ernstlich Gehör beanspruchen zu können. Und so lang die Politik mit ihrer dermaligen parlamentarischen Parteivertretung die einzige Vertreterin des Rechtsgedankens in der breiten Oeffentlichkeit ist, so lang wird auch die Religion von ihr wenig geistige Hilfe erwarten dürfen. Und ebenso wird ihr die Kunst, die noch immer hauptsächlich naturalistisch, d. h. eigentlich bloß technisch interessiert ist, keine wesentliche Stütze sein können. Daß Ansätze zur Besserung auf allen drei Gebieten vorhanden sind, soll damit nicht geleugnet werden.

Die moderne Welt hat ja ein gutes Recht zu dieser ihrer Einseitigkeit. Denn die Welt will gewiß zuvor wirklich gekannt und technisch beherrscht sein, ehe sie wirklich dem sittlichen Lebenszweck unterworfen werden kann. Sie hat also das ganze Recht der leibhaftigen Wirklichkeit in ihre Wag-

schale zu werfen. Und die Verdienste, welche sich Wissenschaft und Politik, Technik und Kunst um die moderne Menschheit schon erworben haben, sind ja gar nicht wegzubringen. Sie haben wirklich das menschliche Gesamtleben in seinem äußeren Bestand merklich gehoben. Allein es sind doch immer nur die peripherischen Lebensgebiete gewesen, denen ihre Arbeit gegolten; vom eigentlichen Lebenszentrum der Menschheit haben sie sich bis jetzt tatsächlich mit wirklicher Arbeit ferngehalten. Teils weil sie grundsätzlich ihm die Daseinsberechtigung absprachen, teils weil sie auf diesem schwierigen Gebiet die Neutralität vorzogen. Allein daß der jetzige Stand der Dinge ein befriedigender wäre, kann mit Fug nicht behauptet werden. Denn was darunter leidet, das ist der Mensch selbst, dessen geistige Einheit es auf die Dauer nicht erträgt, daß die ganze Geisteswelt in Wissenschaft, Recht und Kunst schlechterdings keine Fühlung mehr hat mit diesem unmittelbaren sittlich-religiösen Fühlen, Denken und Wollen. Das Bedürfnis eines inneren Ausgleichs wird ein immer lauteres werden, und wenn die Vertreter der Religion einerseits, die Vertreter von Wissenschaft, Recht, Kunst andererseits wirkliche Menschen sind, so wird das Bedürfnis sich auch in ihnen selbst regen, und die letzteren werden den ersteren gegenüber nicht mehr bloß kritisch dreinreden wollen, sondern ihr auch wirklich positive geistige Hilfe zu bieten suchen. Die Religion ihrerseits, welche als Vertreterin der Zentralidee des Guten jenen kritisch freieren, aber doch wieder stofflich gebundeneren Geistesgebieten gegenüber übergeordnet bleibt (um einen Ersatz der Religion durch Wissenschaft und Kunst kann es sich im Ernst nicht mehr handeln!), muß aber auch selbst diese Hilfe suchen und sie annehmen. Sie befindet sich — das ist keine Frage — dermalen in einem Stand geistiger Unfreiheit, der ihren wirklich berechtigten sittlich-religiösen Einfluß auf die Massen nur schädigen kann. Hier hat die Wissenschaft unterstützend einzugreifen, freilich nicht durch Einführung der mechanischen Weltbetrachtung in das Dogma, sondern durch Herausarbeitung eines das Gemüt wie den Verstand gleich befriedigenden Weltbildes in der von unsern Klassikern eingeschlagenen Denkrichtung, denen das Weltganze ein einheitlicher Organismus war.

Weiter aber hat die kirchliche Religion rund anzuerkennen, daß sie gegenüber von den Mächten des Gemeinen in der Welt nicht die geistigen Mittel hat und auch nicht haben darf, die hier nötig sind. Es fehlt ihr die nötige Schärfe und vor allem auch die genaue Kenntnis um das Böse da zu fassen, wo es sitzt. Sie bedarf also ihrerseits des starken Arms des Rechts, das mit der weltlichen Macht im Bunde steht. Ohne dieses würde die Religion, die immer etwas Mildes haben muß — will sie doch in letzter Linie nicht nehmen und schädigen, sondern geben und heilen — schließlich zum Spott der Weltkinder. Erst wenn die kritische Schärfe der Wahrheit und des Rechts hinter ihr steht (nicht mehr als knechtische sondern als freie Dienerin), ist sie vor dem Mißbrauch ihres Wortes sicher. Ferner ist schon ausgeführt worden, daß die Religion auf eine wirkliche Würdigung und Beachtung ihrer Wahrheit gar nicht hoffen kann, wo nicht das Recht zuvor für eine menschenwürdige Existenz gesorgt hat!

Endlich ist auch die Kunst eine unentbehrliche, selbständige Dienerin der Religion, denn diese kann ihre Aufgabe nur dann erfüllen, wenn die beherrschende innere Einheit des Geistes nicht bloß im Jenseits verehrt, sondern soviel möglich in dieser Welt zur gegenwärtigen, lebendigen Anschauung gebracht wird. Und das kann nur die Kunst leisten. Sie wehrt der Gemütsverrohung, die eben schließlich auch ein Feind der sittlichen Lebensauffassung wird. So braucht die Religion die Kunst nicht bloß um ihre historischen und symbolischen Bilder von ihr malen zu lassen, oder würdige Räume sich von ihr geben zu lassen, sondern um dem ganzen Leben den Stempel der geistigen Weihe aufzudrücken.

Sind Wissenschaft, Recht und Kunst auf die volle Höhe ihres Berufes gekommen, so werden sie der evangelischen Religiosität diesen Dienst von selbst erfüllen. Diese bleibt die letzte unersetzliche Geistesmacht, die sich zu ihren Dienerinnen verhält wie das reine, weiße Licht zu seinen verschiedenen Farben. Andererseits haben wir aber auch uns überzeugt, daß sie die ihr gebührende Geistesmacht in der modernen Welt ohne die Hilfe von diesen niemals wieder erreichen wird. Erst muß die Religion durch das klare, leidenschaftslose Auge der Wissenschaft zu sicherer Selbst-

und Welterkenntnis geführt sein, der starke Arm des Rechts muß ihr durch Herstellung einer einheitlichen, innerlich wie äußerlich befriedigenden nationalen und sozialen Lebensgemeinschaft den Boden bereitet haben, und endlich muß die Seele der Kunst auch das äußerliche, unmittelbar gegenwärtige Leben durchdrungen haben, ehe sie wieder als die letzte zentrale Kraft des Menschen wird anerkannt werden und sie ihre volle Wirksamkeit entfalten kann.

Die Ueberwindung des Gegensatzes freilich, der unser ganzes Dasein konstituiert, des Gegensatzes zwischen den verschiedenen Lebensinteressen, dieser Peripherie unseres Daseins und dem geistigen Zentrum unseres Lebens selbst ist wie die bleibende Lebensaufgabe des einzelnen, so die Gesamtaufgabe der menschlichen Kulturgemeinschaft überhaupt. Und es ist nicht zu fürchten, daß sie damit fertig sein wird, wenn einmal ihr irdischer Tag gekommen ist.

VERLAG DER H. LAUPP'SCHEN BUCHHANDLUNG IN TÜBINGEN.

Soeben erschienen:

Die menschliche Erziehung. Versuch einer theoretischen Grundlegung der Pädagogik. Von Professor Dr. Richard v. Schubert-Soldern. Gross 8. **1905.** M. 3.60.

VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) IN TÜBINGEN.

Soeben erschienen:

Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel. Von Dr. **Eugen Hühn,** Pfarrer in Heilingen bei Orlamünde. In 4 Heften. Klein 8.

Viertes Heft: **Geschichte Jesu und der ältesten Christen bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts. 1905.** M. 1.—.

Früher erschienen:

Erstes Heft: **Die Bibel als Ganzes.** Namen und Umfang, Sammlung der einzelnen Schriften zum Kanon. Textgestalt. Handschriften und Uebersetzungen der Bibel. Biblische Archäologie. Israelitisch-jüdische Geschichte bis zum Barkochba-Aufstande 135 n. Chr. 1904. *Cartoniert M. —.80.*

Zweites Heft: **Das Alte Testament nach Inhalt und Entstehung.** 1904. *Cartoniert M. —.80.*

Drittes Heft: **Das Neue Testament nach Inhalt und Entstehung.** 1904. *Cartoniert M. 1.—.*

Jedes Heft ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Das vollständige Hilfsbuch in einen Band gebunden M. 4.—.

Hühns Hilfsbuch wird **allen Bibellesern** willkommen sein.

Weshalb wir in der Kirche bleiben! Ein Wort zur Verständigung an die Veranstalter und Besucher der Landeskirchlichen Versammlung in Berlin und ihre Gesinnungsgenossen in den deutschen evangelischen Landeskirchen von Erich Foerster, Pfarrer in Frankfurt a. M. und Mitglied des weiteren Vorstandes der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt. 8. **1905.** M. —.40. (Hefte zur Christlichen Welt. Heft 54. N. F. Heft 4.)

Der Vorsitzende einer süddeutschen Versammlung von „Freunden der Christlichen Welt" schreibt mir: „Die 50 Exemplare fanden reissend Absatz; ich hätte, glaube ich, leicht noch 20 Exemplare angebracht." Um der Sache willen bitte ich die Freunde der Christlichen Welt, für die weiteste Verbreitung der Foerster'schen Schrift zu wirken und sie in allen Versammlungen aufzulegen.

Den einzelnen Gruppen von „Freunden der Christlichen Welt" wird empfohlen, das Heft in Partien für ihre Mitglieder zu beziehen. Bei grösseren Partien räumt die Verlagsbuchhandlung einen Vorzugspreis ein. Man wende sich an diese. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Soeben erschienen:

Joma. Der Mischnatractat „Versöhnungstag“ ins Deutsche übersetzt und unter Berücksichtigung des Verhältnisses zum Neuen Testament mit Anmerkungen versehen von Lic. theol. Paul Fiebig, Gymnasialoberlehrer in Gotha. 8. **1905.** M. 1.—. (Ausgewählte Mischnatractate in deutscher Uebersetzung. I.)

Das „Leben nach dem Evangelium Jesu“. Von D. Arnold Meyer, Professor der Theologie in Zürich. 8. **1905.** M. —.75. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. 44.)

Erlösung von R. Herrmann, Pfarrer in Oberweid. 8. **1905.** 50 Pf. (Lebensfragen. Schriften und Reden, herausgegeben von Heinrich Weinel.)

Predigten über Zeitfragen. Von Lic. Dr. C. Lülmann, Pastor in Stettin. 8. **1905.** M. 1.60. Gebunden M. 2.40.

Zwanzig Predigten. Von Thv. Klaveneß, Pastor zu Christiania. Autorisierte deutsche Uebersetzung von J. A. Selter. Mit einem Vorwort von O. Baumgarten. 8. **1905.** M. 2.20. Gebunden M. 3.—.

Demnächst erscheinen:

Dogmengeschichte. Von D. Adolf Harnack, Prof. der Kirchengeschichte an der Universität Berlin. Vierte verbesserte und bereicherte Auflage. 8. **1905.** M. 6.—. Geb. M. 7.—. (Grundriss der theol. Wissenschaften.)

Die religiöse Wahnbildung. Von Th. Braun, Stadtpfarrer in Leutkirch. 8. **1905.** ca. M. 1.20.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.